

Atomsemiotik

Im Gegensatz zu manch plutonischen Zauberstäbchen ist die Halbwertszeit bei Lateinkenntnissen offensichtlich extrem gering: Schon nach wenigen Semestern hat man die Hälfte vergessen und ist der felsenfesten Überzeugung, dass „Moratorium“ doch wohl eindeutig vom lateinischen „mors“ abgeleitet sein muss und somit nur ein Herauszügern des unabwendbaren schwarz-gelben Todes bezeichnen kann. Wohl um solche Fehlinterpretationen zu vermeiden, wurde in der neuen atomaren Ethikkommission auch für ausreichend Lateinexpertise gesorgt: Gleich drei Fachleute für alte Sprachen und biblische Kernspaltung wurden einberufen. Doch so unentbehrlich auch das zusätzliche Faktenwissen zu Schöpfung, Auferstehung und Transsubstantiation sein mag, es drängt sich doch unweigerlich eine Frage auf: Wären Atomsemiotiker nicht sinnvoller gewesen? Diese sind nämlich dafür zuständig, künftige Generationen mit Warnzeichen vor den besonderen Gefahren des Atomülls zu warnen. So abschreckend das bekannte Schwarzgelb momentan auch auf die Menschen wirken mag, hier muss man einfach auf Nummer sicher gehen.

Exzellenter Durchfall

Uni geht beim Kampf um Fördermittel leer aus - Prorektor Schlegel sauer

Rien ne va plus“, heißt es für die Uni Leipzig in der zweiten Phase der Exzellenzinitiative. Beide ihrer Antragskizzen für Exzellenzcluster überstanden die Auswahlrunde nicht. Halle, Dresden, Chemnitz und Frankfurt/Oder sind indes weiter. Der scheidende Prorektor für Forschung und Entwicklung, Martin Schlegel, zeigt sich ernüchtert: „Wir werden in einem Fall bei den Exzellenzclustern massiv bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft rückfragen.“ Die Kommentare aus dem Gutachten passten einfach nicht zum eingereichten Antrag. Es seien massive Fehleinschätzungen und Missverständnisse zu verzeichnen, so Schlegel. „Die können wir so nicht stehen lassen.“ Weil die Cluster nicht weiterkamen, konnte die Uni auch nicht den Antrag für ihr Zukunftskonzept „Leipzig: Lebensbedingungen. Diversität und Dynamik“ stellen. „Wir sind deshalb besonders enttäuscht, weil das Zukunftskonzept außerordentlich positiv begutachtet wurde“, erläutert Schlegel.

weiter auf Seite 5



In der zweiten Runde der Exzellenzinitiative werden wieder Hochschulen gekrönt

Foto: Robert Briest

Dauerbaustelle Lehramt

Sachsen droht Lehrermangel - Studienreform und Werbung sollen Abhilfe schaffen

Dem Freistaat Sachsen droht in den kommenden Jahren ein akuter Lehrermangel. Bis 2030 werden knapp drei Viertel der derzeit 29.000 Lehrkräfte in den Ruhestand gehen. Die derzeitigen Studenten- und Absolventenzahlen reichen jedoch nicht aus, um den zukünftigen Einstellungsbedarf zu decken. Mit einer Reform des Lehramtsstudiums und Werbebriefen versucht das Kultusministerium (SMK) nun, das Ruder herumzureißen. Dabei werden jedoch viele bestehende Probleme übersehen.

Im vergangenen Oktober präsentierte das Ministerium Eckpunkte der Reform. Diese sehen vor, die erst 2006 in Leipzig und 2007 in Dresden erfolgte Einführung von Bachelor- und Masterstudiengängen für das Lehramt rückgängig zu machen. Stattdessen sollen die angehenden Lehrer wieder ein Staatsexamen ablegen.

Bisher absolvierten alle Lehramtskandidaten einen gemeinsamen polyvalenten Bachelor. Auf eine Schulart legten sich die Studenten bisher erst mit



Tillmann Steiner Foto: Robert Briest

dem Masterstudium fest. Zukünftig sollen sie sich bereits zu Studienbeginn entscheiden. Das ermöglicht eine inhaltliche Spezifizierung von Anfang an. Zudem plant das SMK, die Ausbildung für die Grund- und Mittelschule auf acht beziehungsweise neun statt der bisherigen zehn Semester zu verkürzen.

Tillmann Steiner, Lehramtsreferent des StudentInnenRats der Uni Leipzig, kritisiert die Pläne als überhastet: „Die alte Reform ist noch nicht einmal richtig abgeschlossen, da kommt schon die nächste. Der Umsturz zum Staatsexamen führt wieder dazu, dass nur über Strukturen und nicht über Inhalte gesprochen wird. Wir könnten vier Jahre einsparen, indem wir beim Bachelor-Master-System bleiben und die bestehenden inhaltlichen Probleme angehen.“

Auch den vom SMK angeführten Begründungen für die Reform steht er skeptisch gegenüber. So habe das Ministerium die Reform mit mehr Qualität begründet, allerdings müssten die Staatsexamensstudiengänge im Gegensatz zu den bestehenden Bachelor- und Masterstudiengängen nicht akkreditiert werden.

Auch das Argument des erhöhten Praxisanteils lässt er nicht gelten: „Laut den Planungen soll der Praxisanteil circa 25 Leistungspunkte betragen, das entspricht in etwa dem jetzigen Stand.“ Als Gründe für die Reform sieht Steiner vielmehr die

bessere Steuerbarkeit der Staatsexamensstudiengänge durch das Ministerium, da es beispielsweise bei den Prüfungen in die Autonomie der Hochschulen eingreifen könne. Außerdem spare die Verkürzung der Regelstudienzeit für Grund- und Mittelschule Geld.

Auch Uschi Kruse, stellvertretende Vorsitzende der Lehrgewerkschaft GEW Sachsen, sieht die Reformvorhaben des Ministeriums kritisch: „Ich glaube nicht, dass deswegen mehr Leute ihr Studium aufnehmen werden.“ Sie fürchtet gegenteilige Effekte: „Grundschulstudenten werden Angst haben, dass ihre verkürzte Ausbildung nur hier akzeptiert wird.“ Das würde die zukünftige Mobilität der angehenden Pädagogen einschränken.

Die Schuld für den drohenden Lehrermangel sieht Kruse beim Freistaat: „Das Land hat viel zu spät reagiert. Man hätte in den letzten Jahren schon über den aktuellen Bedarf hinaus ausbilden und mehr Lehrer einstellen müssen.“

weiter auf Seite 2

Innendrin

Leistungsdruck

Neue Uni-Rektorin will Prüfungsbelastung lindern und muss kürzen

Hochschule von Innen - Seite 2

Omnipräsent

Japanologie-Studenten beklagen klischeehafte Berichterstattung

Perspektive - Seite 3

Scharade

Vom Kostüm zur Showeinlage: Rund ums Cosplay

Thema - Seite 8 und 9

Enttäuschung

Rainald Grebes WildeWeiteWelt-Schau kann nicht überzeugen

Kultur - Seite 11

Randale

Polizeieinsatz in der Campus-Bibliothek - Ein Erlebnisbericht

Service - Seite 13

Kleinanzeigen

Seite 15

Sorgenkind Mittelschule

Fortsetzung Seite 1: Zu wenig Referendariate in Sachsen

Der drohende Lehrermangel trifft allerdings nicht alle Schulformen und -fächer gleichmäßig. Vor allem die naturwissenschaftlichen Fächer und die Grund- und Mittelschulen werden ihn spüren. So liegt der Einstellungsbedarf für Mittelschulen allein zum Schuljahr 2013/14 je nach Schätzung zwischen 80 und 150 Lehrern. Dem gegenüber stehen jedoch lediglich 13 Studenten in allen Fachsemestern des Mittelschulmasters, welcher, wie auch der Grundschulmaster, seit dem Wintersemester 2010/11 ausschließlich in Leipzig angeboten wird.

Kruse sieht dafür eine Fülle von Gründen: Zum einen gebe es die Schulform Mittelschule nicht in allen Bundesländern, zum anderen werde die Mittelschule in der Öffentlichkeit nur gering akzeptiert. Der gewichtigste Grund dürfte jedoch die Gehaltskluft zwischen Mittelschul- und Gymnasiallehrern sein.

Das Einstiegsgehalt am Gymnasium liegt knapp 400 Euro höher als an der Mittelschule. Das ist, so sind sich Steiner und Kruse einig, nicht gerechtfertigt, da die Lehrer inhaltlich fast die gleiche Arbeit leisteten. Hinzu kommt, dass Gymnasiallehrer auch an Mittelschulen unterrichten dürfen. Umgekehrt ist das nicht möglich.

An diesen Problemen werden die geplanten Reformen wohl wenig ändern. Der scheidende Prorektor für Lehre und Studium der Uni Leipzig,

Wolfgang Fach, vermutet aber, dass die angestrebten Studienzeitverkürzungen die bestehenden Gehaltsunterschiede rechtfertigen sollen. Für die Uni Leipzig schließt er aus, dass die Staatsexamensstudiengänge, wie vom SMK angestrebt, bereits zum nächsten Wintersemester starten können.

Der Tempodruck komme aus Dresden, vom Ministerium und von der dortigen Technischen Universität. Sie habe Probleme mit der Akkreditierung ihrer Studiengänge und wolle gern den Transfer der Grund- und Mittelschulstudenten nach Leipzig abschließen. Fach sieht die Reform kritisch: „Es gibt die praktische Erfahrung, dass die Polyvalenz nicht richtig funktioniert, aber das rechtfertigt nicht den ganzen Aufwand.“

Fach bestätigt auch Gerüchte, dass es derzeit im Zuge der Reform Überlegungen gebe, die Lehramtsausbildungen für Slawistik in Leipzig und für Politik in Dresden zu konzentrieren. Das hieße jedoch nicht automatisch, dass die betroffenen Institute dann kleiner würden, so der Prorektor: „Erstmal hieße das für die Studenten, dass hier einige Fächerkombinationen nicht mehr möglich wären.“

Ein weiteres Problem bei der Lehramtsausbildung ist der Mangel an Referendariatsstellen. 2010 bewarben sich in Sachsen 1.285 Studenten auf ein Referendariat. Lediglich 375 von ihnen wurden zugelassen. Dabei ist das absolvierte Re-

ferendariat Voraussetzung, um als Lehrer arbeiten zu dürfen. SMK-Sprecherin Andrea Valendiek begründet die Situation mit den, demographisch bedingt, schlechten Möglichkeiten nach 1990 Lehramtsabsolventen zu beschäftigen. Der Doppelhaushalt 2011/12 sehe vor, das Kontingent um 427 beziehungsweise 527 Stellen zu erhöhen.

Der Mangel an Referendariatsplätzen führt zur Abwanderung abgelehnter Bewerber in andere Bundesländer. Dort ist die Nachfrage deutlich höher. In solchen Fällen zahlt Sachsen die Ausbildung, während andere Länder den Nutzen haben. „Wer einmal weggegangen ist, der kommt nicht zurück, denn die Bezahlung ist hier schlechter“, meint Steiner dazu.

Das SMK versucht derweil, frische Schulabgänger für den Beruf des Lehrers zu begeistern. Es schickte einen Brief an alle 8.000 diesjährigen Abiturienten. Darin wirbt es für das Lehramtsstudium und weist auf besonders benötigte Fächerkombinationen hin.

Sollte der Freistaat dennoch nicht genug Studenten rekrutieren, hofft man in Dresden auf zukünftige Überhänge in den Ausbildungen anderer Bundesländer. Ob die dortigen Absolventen jedoch ausgerechnet den Weg ins schlecht zahlende Sachsen finden werden, darf bezweifelt werden. Den Nachbarländern mangelt es nämlich ebenfalls an Lehrernachwuchs.

Robert Briest

Erkenntnisgewinn

Die neue Uni-Rektorin im Interview



Beate Schücking

Foto: emk

Beate Schücking ist seit dem ersten März amtierende Rektorin der Uni Leipzig. Mit **student!**-Chefredakteurin Eva-Maria Kasimir und Politikredakteur Robert Briest sprach sie über die Herausforderung des Stellenabbaus und die Verbesserung der Bologna-Studiengänge.

student!: Für die nächsten fünf Jahre bestimmen Sie den Kurs. Wohin geht die Reise, Kapitänin?

Schücking: Der wesentliche Punkt ist, die Universität für mehr Internationalisierung, mehr Gleichberechtigung und Familienfreundlichkeit zu öffnen. Das muss auf allen Ebenen erfolgen. Dazu gehört auch, Förderungen außerhalb der Landesebene zu nutzen. Alle in diesem Öffnungsprozess mitzunehmen und eine Aufbruchstimmung zu erzeugen, das ist jetzt angesagt.

student!: Das sächsische Wissenschaftsministerium plant bis 2020 knapp 1.000 Stellen an den Hochschulen einzusparen. An der Uni Leipzig wird es 270 Stellen treffen. Uni-Kanzler Nolden meinte, dann könne die Uni sich einen Arm ohne Narkose amputieren. Welcher darf es denn sein?

Schücking: Das können wir nur in Absprache mit allen Ebenen entscheiden. Glücklicherweise haben wir noch etwas Bedenkzeit. Diese sollten wir nutzen, um das Profil der Uni zu verdeutlichen und zu überlegen, wie wir mit den ersten 100 Stellenstreichungen ab 2013 umgehen werden.

student!: Hundert Stellen klingt nicht viel, bei einer Universität dieser Größe.

Schücking: Das klingt erst mal machbar. Da es aber nicht die erste Kürzungswelle ist, wird es sehr schmerzen. Wir müssen Schwerpunkte setzen. Da sind auch Abstimmungsprozesse zwischen den Universitätsstädten des Landes und vielleicht auch darüber hinaus sinnvoll. Ich habe bereits meinen Dresdner Kollegen getroffen: In Zeiten knapper Ressourcen haben wir wesentlich mehr gemeinsame als gegensätzliche Interessen.

student!: Sie halten nicht viel vom Sparen nach dem Gießkannen-

prinzip. Das klingt nach einer Schließung von Fachbereichen. Wie ist es um kleine Fächer bestellt?

Schücking: Die Orchideenfächer werden bundesweit so etwas wie Artenschutz erhalten. Sie im Zuge der Sparmaßnahmen radikal auszulassen, wäre ein Kulturverlust.

student!: Stichwort Profilierung: Welche Schwerpunkte sollte die Uni setzen?

Schücking: Sie braucht in bestimmten Bereichen ein Profil, das über die Fächergrenzen hinausreicht. Nehmen Sie beispielsweise die naturwissenschaftliche Graduiertenschule. Alles, was sich um sie herum entwickelt, wächst und gedeiht. Es gibt Bestrebungen, zukünftig im Bereich Biodiversität, also der Naturvielfalt, mit den Partner-Unis in Halle und Jena Forschungsschwerpunkte aufzubauen. Die Medizin hat zusammen mit anderen Fachbereichen das LIFE-Projekt gestartet. So stelle ich mir Schwerpunktsetzung vor: sich über die Fächergrenzen hinweg in zukunftsorientierten Bereichen engagieren.

student!: Wir haben aber größtenteils geisteswissenschaftliche Studenten. Sie sprachen jedoch nur von Naturwissenschaften...

Schücking: Dort sind bisher die größten, bereits gut zusammenarbeitenden Forschungsbereiche angesiedelt. Die Geisteswissenschaften haben bei der Clusterbildung Nachholbedarf. Ich werde beobachten, inwieweit sich die Geisteswissenschaften in diese integrieren und sich wirklich interdisziplinäre Schwerpunkte bilden lassen.

student!: Wie wollen Sie die Bologna-Studiengänge weiterentwickeln?

Schücking: Ganz Deutschland hat Bologna bereits umgesetzt. Im neuen System stecken jedoch noch viele alte Strukturen. Die zentrale Frage ist: Was sind die wichtigen Punkte und wann wird das Studium zu einer reinen Ansammlung von Wissen? Ziel des Studiums ist der Erkenntnisgewinn. Wer jedoch nur Wissen ansammelt, ist so überfrachtet, dass er keine Freiräume mehr hat, um Erkenntnisse zu gewinnen.

student!: Studenten bemängeln vor allem die hohe Prüfungslast. Können Sie diese Last reduzieren?

Schücking: Ich stelle mir vor, eine fachübergreifende Prüfungsordnung zu verfassen. Diese würde dann durch fachspezifische Prüfungsordnungen ergänzt.

student!: Zum Schluss: Wie groß ist die Chance, dass der Uni-Neubau in Ihrer ersten Amtszeit fertig wird?

Schücking: (lacht) Ich würde sagen: nicht hundert Prozent. Aber der für die Universität und für den Lehrbetrieb wichtige Teil „Neues Augusteum“ wird vermutlich noch in diesem Jahr fertig werden.

Weitere Antworten zu Wahlbereich, studentischer Mitwirkung und Qualitätssicherung findet ihr auf: www.student-leipzig.de

Anzeige

Gestatten: Marie & Curie
LWB-Wohnungen für Studenten zum Verlieben!

Junges Wohnen!
Reudnitz, 3-RW im san. Altbau, Balkon, zum selber Malern, Maler-material gratis, Kü. u. Bad mit Fenster, Reinhold-Krüger-Str. 3, 3. OG, 60 m², 417 € mtl. Warmmiete*

Sonnige Dachgeschosswohnung!
Reudnitz, 3-RW im san. Altbau, Balkon, TL-Bad m. Wanne, EBK auf Wunsch u. gg. Aufpr. möglich, Reiskestraße 13, 67 m², 449 € mtl. Warmmiete*

Zu Hause in Leipzig.

Ein Platz zum Kuschneln!
Hagwitz, 2-RW im san. Altbau, Wohnküche, Vormieter möglich, Erich-Zeigner-Allee 90, 2. OG, 51 m², 340 € mtl. Warmmiete*

Viel Platz für eure WG!
Kreuzstraßenbrennerei/Nahle Graf Viertel, Innenrausstattung, Kü. m. m. Fenster, Commisiusstraße 8, 80 m², 499 € mtl. Warmmiete*
*Miete inkl. Nebenkosten, zzgl. Kaution

letzt Mieter werden!

Plus gratis Semestertickets oder Bücherzuschüsse.

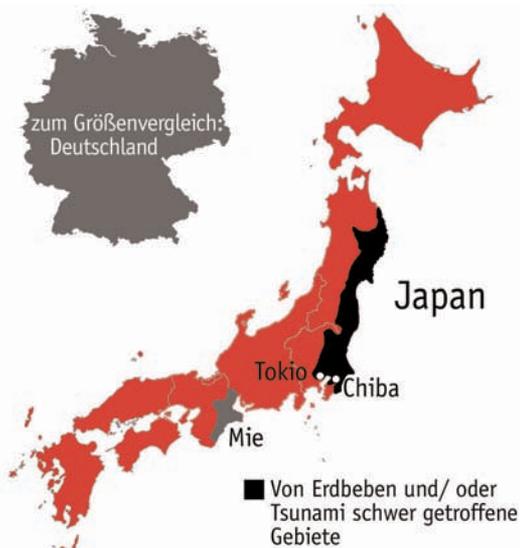
0341 - 9 92 39 99

Am Leipziger Japanologen-Stammtisch

Studenten kritisieren Klischees über Land und Leute in Berichterstattung

Als am 11. März vor der japanischen Küste die Erde bebte, befand sich eine Hand voll Leipziger Japanologen vor Ort: in Mie an der Südküste und in Chiba, einer Nachbarstadt von Tokio. Gut drei Wochen später trafen sie sich zusammen mit den Daheimgebliebenen und japanischen Studenten zu einem „außerordentlichen Stammtisch“, um ihre Eindrücke auszutauschen.

Dabei haben viele von der in den deutschen Medien häufig beschworenen Katastrophe nicht so viel mitbekommen. Christoph Neubauer, Mitglied der Theatergruppe in Mie unter der Organisation von Yasuko Sakai und Japanologie-Professorin Steffi Richter spürte nur ein leichtes Beben: „Bei uns hatte das Beben einen Wert von zwei auf der Richterskala. Als wenn ein Lastwagen draußen vorbei fährt, nur ein bisschen länger.“ Das mag daran gelegen haben, dass sich Mie einige hundert Kilometer entfernt vom Zentrum des Bebens befindet. „Für viele Leute ist Japan nun auf Fu-



Von Erdbeben und Tsunami zerstörte Gebiete in Japan

Grafik: Patrick Salzer

derung von teutonischer Begabung für Organisation und germanischem Durchhaltevermögen.“

Von den oft erwähnten Versorgungsempfängen merkte Caro kaum etwas: „Wir waren sogar noch in einem Restaurant essen.“ Später wurden in den Supermärkten Wasser und Brot knapp, was aber nicht lange anhielt. Vom Tsunami erfuhr sie nur über die Medien.

Erst die alarmierten Eltern baten sie darum, aus Japan auszureisen, vor allem wegen der sich zuspitzenden Situation des Atomkraftwerks (AKW) in Fukushima, die in Japan zwar erwähnt wurde, aber anders als in Deutschland keine Priorität in der Berichterstattung hatte. Die japanischen Medien beschäftigten sich mehr mit den Opfern und

Die Japanologen kritisieren die Berichterstattung der Medien. „Sie sind albern“, sagt Lars Bauer. „Wie soll ein Journalist die Stimmung in

Tokio von Osaka aus analysieren?“ Gleichzeitig werde vieles falsch interpretiert. So ist das Tragen eines Mundschutzes für viele Japaner im Krankheitsfall oder während der Heuschnupfensaison völlig normal - und keine Reaktion auf radioaktive Partikel aus dem AKW Fukushima. Phantastereien über das Land der Geishas und die Frage, ob man hier noch Sushi essen kann, stoßen schwer auf. „Es fragt keiner, ob das Verhalten der Japaner nicht völlig normal in Katastrophensituationen - ungeachtet des kulturellen Hintergrunds“, sagt Dorothea Mladenova, Mitglied der Chiba University Alumni Association, die hier Studenten aus Japan betreut und den Stammtisch organisiert.

Die Klischees und Stereotype in der Berichterstattung der deutschen Medien hatten die Japanologie nun zum Handeln bewegt. Zurzeit läuft ein Programm an, in dem Studenten Texte japanischer Journalisten und Philosophen, die über die jetzige Situation in Japan schreiben, über-

setzen. Die ersten Ergebnisse sind ab Ende April auf der Homepage der Japanologie zu finden und bereits jetzt wurden einige Texte veröffentlicht oder verlinkt.

Ziel ist es, ein differenzierteres Bild über die Situation in Japan zu ermöglichen und die Berichterstattung der Medien kritisch zu kommentieren und so eine Gegenöffentlichkeit zu bilden. „Wir wissen ja auch nicht, welcher Journalist in den deutschen Medien aufgrund welcher Kompetenz aus Japan berichtet. Können die Leute Japanisch, befinden sie sich in den betroffenen Regionen oder meilenweit entfernt? Das ist alles nicht ganz klar“, führt Dorothea weiter aus. Die Menschen in Japan, die in der Katastrophe zu Wort kommen oder etwas zu sagen haben, sollen auch untersucht werden.

Weitere Informationen zu Japan und den Auswirkungen der Katastrophe sollen im Laufe des Semesters erscheinen.

Martin Peters, Patrick Salzer

Japanische und teutonische Gelassenheit

kushima und den Nordosten zusammenge schrumpft. Die Leute wissen die Größe des Landes nicht einzuschätzen“, sagt Michaela Pala.

Caro Schulz befand sich zum Zeitpunkt des Bebens auf einem Hügel im Norden Chibas: „Dort fielen dann irgendwann die Steinlaternen um. Ich hatte Angst, vor allem um meine Freunde. Die Japaner sahen das aber sehr entspannt. Die Häuser wackelten ziemlich stark, aber sonst ist nichts passiert.“ Sie fuhr am nächsten Tag zurück nach Chiba, wo der Alltag weiterging, „was soll man auch anderes machen?“

Fast überall wurde erwähnt, wie besonnen die Japaner reagierten. Ist das die viel diskutierte und oft erwähnte „bewundernswerte Ruhe“ der Japaner, die angesichts der Katastrophe völlig entspannt bleiben? Dafür fand der japanische Philosoph Kenichi Mishima im Gespräch mit der Frankfurter Rundschau einen Vergleich: „Waren die meisten Bürger, die in Sachsen vor ein paar Jahren vom Hochwasser getroffen wurden, nicht ebenso diszipliniert und gegenseitig hilfsbereit? Damals sprachen in Japan einige Besserwisser mit Bewun-

Besorgte Eltern drängen zur Rückkehr

der Zerstörung, die nur im Norden extrem war. „Das Trümmerfeld, das ist nicht Tokio, sondern die Küstendörfer im eher ländlichen Norden. Das wird gerne missverstanden.“

„Wir haben uns natürlich Sorgen gemacht und die Studenten so schnell wie möglich kontaktiert und gefragt, ob alles in Ordnung ist. Aber wir haben sie nicht zurückgepfiffen“, so Jane Moros, Koordinatorin des Austausches beim Akademischen Auslandsamt der Uni. Die meisten Stipendiaten kehrten vor allem aufgrund der Sorgen ihrer Eltern und Freunde in der Heimat zurück nach Deutschland, und nicht wegen einer akuten Notsituation, in der sie sich selbst befinden hätten. Eine Rückkehr nach Japan ist noch ungewiss, denn ein Auslandssemester ist für Japanologen nicht verpflichtend. Durch das Semesterende wäre für viele ihre Zeit in Japan ohnehin bald vorbei gewesen.

Erdbeben, wenn auch nicht in dieser Größenordnung, sind in Japan nicht ungewöhnlich. Das Beben selbst war nicht überall gleich stark, und die meisten gewöhnten sich - ähnlich wie die Japaner selbst - nach einer Weile an die häufigen Erschütterungen.



Dorothea Mladenova

Foto: sz

Anzeige

Die Antwort liegt nah: Die kompetente Gesundheitsbetreuung der IKK classic ist rund um die Uhr für Sie da.

Weitere Informationen unter unserer kostenlosen IKK Servicehotline: 0800 455 1111. Oder auf www.ikk-classic.de

Top-Leistungen für Ihre Gesundheit.

IKK classic
Da fühl ich mich gut.

Kolumne



Betroffenheit

Die Welt geht unter. Wenn nicht heute, dann doch morgen oder nächsten Donnerstag. Die menschliche Zivilisation steht nicht mehr am Abgrund, sie ist schon einen Schritt darüber hinaus und befindet sich im freien Fall: Erdbeben, Tsunami und Atomkatastrophe in Japan, Krieg in Libyen und Eisbär Knut ist auch tot.

Das alles hat aber auch sein Gutes für eine bestimmte Sorte von Leuten. In Scharen kommen sie gerade wieder aus ihren dunklen Ecken gekrochen und rasseln mit ihren Sammeldosen: die Gutmenschen. Versteht mich nicht falsch. Natürlich ist es wichtig, bei humanitären Katastrophen zu helfen. Aber Erdbeben, Kriege und Konsorten sollten nicht dazu dienen, das Ego der Helfer zu pflegen.

Traurigerweise triefen die Spendenaufrorderungen der meisten Sammler nur so vor Betroffenheit. Aber nicht vor Betroffenheit über die Kriegsoffer. Eher darüber, dass man selbst so unglaublich engagiert ist. „Warum stehst du nicht wie ich hier und bringst dich ein?“, scheinen die Freiwilligen in der Fußgängerzone immerzu mit ihrem Blick zu fragen. „Klar, weil du nicht so ein guter Mensch wie ich bist.“ Kann sein. Aber vielleicht bin ich nur jemand, der sein Selbstwertgefühl auch anders aufpöppeln kann. „Tue Gutes und sprich darüber“, heißt es und etliche Hollywoodstars machen uns vor, wie man Heiligenschein und Luxusleben vereinen kann. Zu wahren Gutmenschen sollte aber auch Bescheidenheit gehören: Wenn man nicht dauernd mit dem eigenen Tun prahlt, bleibt sowieso mehr Zeit zum Wohltätigsein. Schlimmer sind aber die, deren Betroffenheit sich nur innerhalb der Landesgrenzen entwickelt. „Traurig, dass dort Zivilisten abgeschlachtet werden. Aber hier in Deutschland hat man den Hartz-IV-Empfängern das Geld für Alkohol und Zigaretten gestrichen.“ Auch schlimm. Aber irgendwie anders. Vor allem ist es ein Armutszeugnis, wenn man nur Empathie entwickeln kann, wenn die Hilfsbedürftigen die eigene Sprache sprechen und genauso gern Kohlroulade essen wie man selbst.

Vielleicht regen mich die Betroffenheitsarien aber auch nur so auf, weil ich ein schlechtes Gewissen habe und mich zu wenig engagiere. An dieser Stelle möchte ich bekennen: Ja, ich habe fünf Euro für Japan gespendet. Applaus für mich!

Doreen Hoyer

**MEINUNG
ZU SEITE FÜNF**

Der Fehler im System

Ärger über das Leipziger Scheitern in Sachen Exzellenz sinnlos

Dresden ist noch im Rennen, Chemnitz auch, und sogar Halle hält sich noch. Nur Leipzig ist endgültig raus. Zeigte der typische Jammerossi Leipziger Prägung nicht so herzliches und gutmütiges Desinteresse an Hochschulpolitik - das gesamte Leipziger Umland ertönte von seinem enttäuschten Wutgeheul angesichts des schlechten Abschneidens der Uni Leipzig bei der diesjährigen Exzellenzrunde.

Doch halt! Alten Futterneid heraufzubeschwören, sei es zwischen Leipzig und seinen mitteldeutschen Konkurrenten oder aber auch zwischen alten und neuen Bundesländern, wäre unangebracht. Die bedingte Frage „Was haben die, was

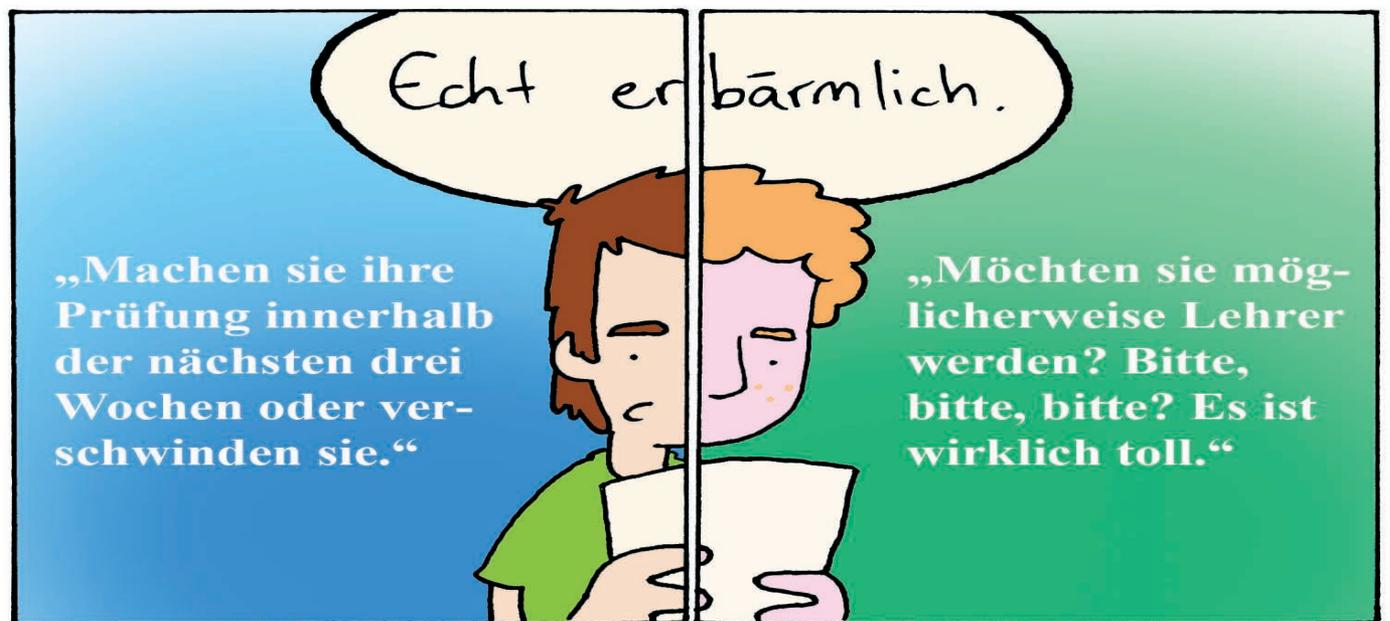
wir nicht haben?“ geht am eigentlichen Problem vorbei. Selbst wenn man annimmt, dass die Vergabe der Fördermittel an mancher Stelle tatsächlich mit dem Gießkannenprinzip und bar jeden Sachverständnisses geschah, liegt hier ein Logikfehler vor. Denn das Problem liegt nicht im Detail, es ist viel allgemeiner: Das Konzept der Elitenförderung an sich geht in die verkehrte Richtung. Schon deshalb, weil der Ansatz, sich besonders auf einige ausgewählte Hochschulen zu konzentrieren, automatisch die Idee mit einschließt, die restlichen Standorte gezielt zu vernachlässigen. Im Ergebnis entstehen so einige wenige Exzellenznester, während jedoch die breite Masse der

Universitäten erheblich an Qualität verliert.

In ähnlicher Weise zeichnet sich dieses Problem auch hochschulintern ab. Denn während einige „nützliche“ Fachgebiete aufblühen, dürfte sich in der „Bildungsrepublik Deutschland“ besonders für Orchideen ein sehr ungünstiges Klima ausbreiten. Dass fast nur Projekte aus den naturwissenschaftlichen Fachbereichen vorgelegt werden, ist auffällig. Dem liegt eine Argumentation zugrunde, die durch den Bologna-Prozess starken Auftrieb erhalten hat: das Prinzip der Wirtschaftlichkeit. Nicht nur Mensch und Maschine, auch Wissen muss heutzutage mehr denn je profitabel sein. Ein Studienbereich, der

seine unmittelbare wirtschaftliche Verwertbarkeit nicht nachweisen kann, hat auf lange Sicht Nachteile im Kampf ums Überleben.

Verfechter dieser darwinistischen Auslese werden der Sorabistik oder der Namenskunde sicher nicht nachtrauern, doch ist Diversität an einer Universität kein Selbstzweck. Die Vorteile einer breitgefächerten Forschung gegenüber einer eingeleisteten Spezialisierung wie Interdisziplinarität und Kreativität lassen sich nicht in Zahlen messen, doch spätestens wenn sie nicht mehr vorhanden sind, machen sie sich bemerkbar. Aber diese Einsicht ist im Zeitalter der Effizienzhysterie schwer vermittelbar. **Martin Engelhaus**



Blöde Studienreformen: Manchmal hat man zu viele Studenten ...

... und manchmal schlicht zu wenig.

Grafiken: Dominik Wendland

**MEINUNG
ZU SEITE EINS**

Opfer eines Experiments?

Auch mit dem Bachelor kann man ein guter Lehrer werden

In **student!** sollen die zu Wort kommen, die persönlich von der Reform der sächsischen Lehrerbildung betroffen sind. Im folgenden Gastkommentar beschreibt deshalb eine Leipziger Studentin ihre Situation: **Melanie Leifheit** ist 20 Jahre alt und will Biologie- und Deutschlehrerin werden.

Das alte Lehramts-Staatsexamen kenne ich nicht mehr. Ich habe mich bei Studienbeginn für die Uni Leipzig und somit für den Bachelorstudiengang entschieden. An anderen Unis hätte ich noch das alte Staatsexamen studieren können. Damals wurde mir aber gesagt, dass es sinnlos sei, noch auf Staatsexamen anzufangen. Auch die anderen Unis würden bestimmt bald in das Reformprogramm einsteigen. In zahlreichen Infoblättern konnte ich über die Vorzüge des Bachelor-Master-Systems lesen. Ich muss sagen, es hat seine Vor- und Nach-

teile. Aber alles in allem bin ich ganz zufrieden, die Modularisierung gefällt mir gut.

Die Grundidee, dass man einen europaweit anerkannten Abschluss erlangt, ist super, aber dafür hätte das System erst einmal an allen Unis befürwortet werden müssen. Dass dies aber nicht eingetreten ist, zeigt die Tatsache, dass die Mehrheit der Professoren, Lehrer und, ja, auch Studenten diesem eher abgeneigt gegenüber steht.

Das alte Staatsexamen, das kennt man, das war noch eine ordentliche Ausbildung, das sind die Leute, die mal gute Lehrer werden. Der alte Abschluss wird einfach höher geschätzt und viele wissen mit der neuen Ausbildung nicht viel anzufangen. Bezeichnungen wie Polyvalenter Bachelor, Bachelor of Arts oder Education sind verwirrend und wenig aussagekräftig.

Bestimmt ist das ein Grund für die Entscheidung, die Reform wieder rückgängig zu machen. Ein Problem

der modularisierten Lehrerausbildung ist, dass man mit dem Bachelor-Abschluss an sich noch nichts anfangen kann. Und nein, ich möchte nicht Horterzieherin, sondern Lehrerin werden.

Der Gedanke daran, dass es nicht genügend Master-Plätze gibt und ich Gefahr laufe, drei Jahre umsonst studiert zu haben, beunruhigt mich. Aber richtig Angst habe ich davor, dass der Berufseinstieg nach dem Studium schwierig wird. Als Produkt eines missglückten Experiments gehe ich dann auf Arbeitssuche und brauche mich nicht zu wundern, wenn Lehramtsanwärter mit altem oder neuem Staatsexamen in der Tasche bevorzugt werden.

Ich finde den Beschluss, das Staatsexamen wieder einzuführen, voreilig, weil die Studenten, die als erste mit dem Bachelor-Master-System begonnen haben, noch nicht mal abgeschlossen haben und man deshalb auch nicht über gute oder schlechte Resultate urteilen kann.

Der Wechsel für uns Bachelor-Studenten zum neuen Staatsexamen soll problemlos möglich sein, aber wir dürfen auch unser begonnenes Studium zu Ende bringen. Das Versprechen wurde uns bei der Infoveranstaltung gegeben, an der auch die zuständigen Ministerien beteiligt waren. Man hat dabei gemerkt, dass keiner hundertprozentig weiß, wie es weiter gehen soll. Jetzt ist der Zeitpunkt für die neue Reform auf 2012/13 gelegt worden.

Man kann nur spekulieren, welche Beschlüsse bis dahin nochmal verändert werden. Wenn es soweit ist, fange ich gerade mit dem Master an, und wenn ich die Möglichkeit bekomme, möchte ich den auch abschließen. Es wurde uns versprochen, dass neuer und alter Abschluss als gleich gewertet werden.

Meiner Meinung nach ist es ohnehin keine Frage des Studiensystems, sondern der persönlichen Eignung und Motivation, ein guter Lehrer zu werden.

Ungefördert

Fortsetzung Seite 1: Zwischen Erfolg und Misserfolg liegt ein Gutachten

Mit der Exzellenzinitiative möchte die Bundesrepublik die Spitzenforschung in Deutschland auch international konkurrenzfähig halten und einzelne Wissenschaften besser verzahnen. Um an die begehrte Förderung zu gelangen, konnten die Hochschulen Projektskizzen in den drei Förderlinien Graduiertenschulen, Exzellenzcluster und Zukunftskonzept einreichen. Letztere setzt jedoch voraus, dass die jeweilige Universität bereits über beide anderen Förderlinien verfügt. Insgesamt stehen über fünf Jahre 2,7 Milliarden Euro für die zweite Phase der Initiative zur Verfügung, davon kommen 75 Prozent vom Bund und 25 Prozent von den Ländern.



Prorektor Martin Schlegel Foto: sz

Insgesamt 64 Hochschulen reichten ihre Bewerbung ein, 32 schafften es mit ihren Projekten in die zweite Runde, für die sie bis zum ersten September ihre Vollerträge verfassen müssen. Die finale Entscheidung fällt im Juni 2012. Die dortigen Sieger treten dann gegen jene 85 Einrichtungen an, die bereits jetzt aus Mitteln der ersten Exzellenzinitiative gefördert werden. Dazu zählt auch die Leipziger Graduierten-

schule BuildMoNa (Leipzig School of Natural Sciences – Building with Molecules and Nano-objects). Der Fortsetzungsantrag dazu wird „selbstverständlich und mit vollster Kraft gestellt.“, so Schlegel, „diese Graduiertenschule hat nach meinem Dafürhalten ganz exzellent gearbeitet, sie ist sehr gewachsen.“ Das Gutachten der Antragskizze zum Zukunftskonzept „Leipzig: Lebensbedingung. Diversität und Dynamik“ der Uni Leipzig liest sich wie folgt: „Ungeachtet der fehlenden formalen Vorausset-

zungen [...] wurde das skizzierte Zukunftskonzept beraten und sehr positiv bewertet.“

Matthias Kleiner, Präsident der DFG kommentiert die Ergebnisse der neuerlichen Selektionsrunde: „Sie werden feststellen, dass jene Hochschulen und Bundesländer besonders erfolgreich waren, die über viele Jahre nachhaltig und dauerhaft in ihre Universitäten investiert und eine entsprechende Berufungspolitik praktiziert haben.“ Die Auswirkungen einer solchen Prioritätensetzung für Bildung und Forschung zeige sich mindestens punktuell auch in den neuen Bundesländern, wenn man auf Dresden schaue, so Kleiner.

Die dortige Technische Universität (TU) erreichte mit ihrem Mikroelektronik-Cluster die nächste Runde. Auch mit ihrem Zukunftskonzept „DRESDENconcept“ schaffte es die Uni in die Runde der letzten Sieben. Dabei handelt es sich um einen Zusammenschluss der TU mit 14 weiteren Partnern. Darunter finden sich unter anderem Fraunhofer-, Helmholtz-, Max-Planck- und Leibniz-Institut sowie weitere namhafte Museen und Bibliotheken. In Dresden gibt man sich ob des jüngsten Erfolgs

durchaus selbstbewusst: „Wenn unser Zukunftskonzept im Rahmen der Exzellenzinitiative gefördert wird, ist die TU Dresden auf dem besten Weg, eine der weltweit angesehensten Universitäten zu werden“, sagt Rektor Hans Müller-Steinhagen.

Gefragt, worin sie die Ursachen für das bessere Abschneiden der TU im Vergleich zu Leipzig sieht, antwortet Pressesprecherin Kim-Astrid Magister: „Jede der teilnehmenden Universitäten wüsste natürlich gerne, wie die Gutachter bewerten und was in den Anträgen der Wettbewerber steht. Diese sind jedoch - zu Recht - gut gehütete Geheimnisse.“

Es sei jedoch bewegend, dass die Universitäten in Ostdeutschland insgesamt nicht stark in der aktuellen Runde der Exzellenzinitiative vertreten sind. „Das finden wir sehr schade und das erhöht natürlich auch den Erwartungsdruck auf die TU.“ Aus den neuen Bundesländern schafften es neben Dresden nur noch die Unis Chemnitz, Frankfurt/Oder (beide in der Kategorie Exzellenzcluster) und Halle-Wittenberg (Kategorie Graduiertenschule) in die engere Auswahl.

Jan Nitzschmann

Meldungen

Moratorium

Der Umstrukturierungsprozess des Instituts für Kommunikations- und Medienwissenschaft (KMW) beschäftigt weiterhin das Rektorat, die Institutsmitarbeiter und den zuständigen Fachschafftsrat (FSR). Laut bisherigem Institutsdirektor Ansgar Zerfass werde sich bald „eine entsprechende Kommission unter Beteiligung von Hochschullehrern, Mitarbeitern und Studierenden“ treffen, um über die Änderungen zu beraten. Der FSR hat derweil eine eigene Vorschlagsliste für die Profilierung der Medienstudiengänge aufgestellt. Sie beinhaltet unter anderem eine selbstständige Schwerpunktwahl im Studium und facheigene fremdsprachliche Angebote. **dh**

Neue Köpfe

Die Kandidaten für die Prorektorposten der Uni Leipzig stehen fest. Der Senat wird am 12. April voraussichtlich Claus Altmayer für die Bereiche Lehre und Studium, Matthias Schwarz für Forschung und Thomas Lenk für die strukturelle Entwicklung ins Rektorat wählen. **rob**

Kein Aprilscherz

Uni Köln wirft Magister und Diplomer raus

Ein unangenehmer Brief erreichte Anfang März viele Magister- und Diplomstudenten der Uni Köln. Darin wurde ihnen die Exmatrikulation zum ersten April angedroht, sollten sie bis dahin nicht ihre Zwischenprüfung abgelegt haben. Die Uni beruft sich dabei auf eine Auslaufordnung, die 2007 im Zuge des Bologna-Prozesses zwischen den Hochschulen und dem nordrhein-westfälischen Bildungsministerium verabschiedet wurde. Demnach sollen zu einem bestimmten Zeitpunkt die alten Magister- und Diplomstudiengänge auslaufen, um endgültig auf das Bachelor- und Master-System umzusteigen.

Viele Studenten traf die Ankündigung dennoch überraschend, da die Regelung bisher eher unzureichend kommuniziert wurde. Betroffen sind alle Studenten, die ihre Zwischen-

Asta Uni Köln. Gleichzeitig sind viele Teilzeitstudenten betroffen oder schlicht jene, denen das Latinum noch fehlt. Die Uni sagte mündlich zu, den Härtefällen ein weiteres Semester bis zur Zwischenprüfung einzuräumen. Mit allen anderen Fällen, etwa denen der Teilzeitstudenten, müssen sich die Prüfungsausschüsse der Institute individuell befassen.

Die Uni bietet den Betroffenen den Wechsel in einen Bachelorstudiengang an. Für Thilo reicht das nicht. „Die Leute haben sich für einen alten Studiengang eingeschrieben. Ihr Studium sollte problemlos gewährleistet bleiben. Viele haben außerdem Skrupel, einen Härtefallantrag zu stellen und ihre private Situation vor Gremien breittreten zu müssen.“ Des Weiteren ist die Anrechnung von Veranstaltungen aus den alten Studiengängen beim Wechsel in den Bachelor nicht ohne weiteres möglich.

Die Altstudiengänge laufen zeitgleich sowieso weiter. Lediglich alle Studenten ohne Vordiplom sollen exmatrikuliert werden. Deshalb fordert der Asta, dass die Betroffenen eingeschrieben bleiben können, solange es die alten Studiengänge noch gibt. Im Wintersemester 2012 soll es nach den Plänen der Uni Köln dann den zweiten Schnitt geben, nach dem die alten Studiengänge endgültig auslaufen. Viele andere Hochschulen in Nordrhein-Westfalen verlängern hingegen die Auslauffristen, um ihren Studenten noch etwas mehr Zeit für ihre Zwischenprüfung zu geben. **Martin Peters**

Meisten Betroffenen sind Härtefälle

prüfung noch nicht abgeschlossen haben. Die Studentenvertretung Asta und die Uni Köln schätzen diese Zahl auf mindestens 200 Personen. Dabei wurde den Studenten statt den in der Regelstudienzeit veranschlagten vier Semestern, acht Semester bis zur Zwischenprüfung eingeräumt. „Die meisten Betroffenen sind Härtefälle. Sie waren krank, müssen Angehörige pflegen oder haben Kinder zu betreuen“, sagt Jonas Thilo, Vorsitzender des

Anzeige

Psychologie Heute Studentenabo

fast
20%
günstiger

- + Exklusiver USB-Stick als Begrüßungsgeschenk
- + 12 Hefte jährlich
- + Kostenfreier Zugang zum Archiv
- + Nur € 57,- (statt € 70,80)



PSYCHOLOGIE HEUTE

Was uns bewegt.

Beltz Medien-Service
medienservice@beltz.de

Telefon 06201/6007-330
Fax 06201/6007-9331



Jetzt abonnieren und Geschenk sichern!

USB-Stick aus recyceltem Zeitungspapier
Früher eine Zeitung, jetzt Ihr persönlicher Datenspeicher!
Größe: 28 x 60 mm, 2 GB

www.psychologie-heute.de

Meldungen

Heimat im Hörsaal

Das Studium Universale an der Universität Leipzig steht im beginnenden Sommersemester unter dem großen Thema „Heimat“. Vertreter aus Philosophie, Kulturstudien, Medienwissenschaft und Biologie werden über den Begriff im Kontext der globalisierten Welt referieren. Den Anfang macht Christoph Türcke, Philosoph der Hochschule für Grafik und Buchkunst, am 13. April mit einem Vortrag zu „Heimat und Kindheit.“ Die öffentlichen Vorlesungen finden, mit Ausnahme des 20. Aprils, mittwochs, von 19 bis 20.30 Uhr im Hörsaal 1 statt. **tl**

Bibelkunde

Im Rahmen der Ausstellung „Tischendorf und die Suche nach der ältesten Bibel der Welt“ in der Albertina werden im April folgende Vorträge zu hören sein: Der Theologe Christfried Böttrich spricht am 17. April um 15 Uhr über die „Entdeckung des Codex Sinaiticus.“ Das Leben des antiken Fälschers Konstantin Simonides beleuchtet Rüdiger Schaper in seinem Buch „Die Odyssee des Fälschers“, das er am 28. April um 19 Uhr vorstellen wird. **tl**

Armer Ritter
Satt von drei Euro am Tag? Unser Autor probiert den Selbstversuch

Drei Euro am Tag sind genug für eine ausreichende und gesunde Ernährung. So lautet eine heftig diskutierte These in der **student!**-Redaktion. Ihre Vertreter waren schnell in der Unterzahl, beziehungsweise allein. Es handelt sich bei dieser einzelnen Person um mich. Ich überprüfe das jetzt innerhalb eines Monats im Selbstversuch. Die Regelsatzverordnung, mit der die Höhe von Hartz-IV bestimmt wird, sieht für eine Person ab 18 Jahren für den Posten „Nahrung, Getränke, Tabakwaren“ exakt 128,39 Euro vor. Das entspricht einem täglichen Budget von etwas über vier Euro.

Für einen eher ignorant lebenden Durchschnittsstudenten aus der Mittelschicht, der dank Papa und Mama bisher glücklicherweise nie mit der Situation des Sparzwangs konfrontiert war, sollte es trotzdem möglich sein, einen Monat lang von drei Euro am Tag, also insgesamt von 93 Euro leben zu können.

So zumindest die Theorie. Von den im Vorfeld befragten Leuten gab es durchaus eine Hand voll, die von sich selbst behaupteten, problemlos von weniger als drei Euro am Tag zu leben. Für mich ergibt



Patrick spart: lieber Wasser und Brot

Foto: Ina Müller

sich allerdings bisher ein Durchschnittswert von sechs bis acht Euro am Tag, abzüglich „Genussmittel“, beispielsweise bei Kneipen- oder Clubbesuchen.

Zum Vergleich: Drei Euro entsprechen etwa einem knappen Liter Bier in den günstigsten Studentenclubs, dieser Liter hat ungefähr die selbe Kalorienmenge wie eine Portion Pommes ohne Ketchup. Ein Durchschnittsstudent benötigt mindestens die vier- bis fünffache Kalo-

rienmenge pro Tag, um nicht hungern zu müssen. Ganz zu schweigen davon, dass man den täglichen Kalorienbedarf schon allein aus Gesundheitsgründen nicht unbedingt durch Pommes oder anderes Fastfood decken sollte.

Aber auch dazu gibt es Gegenstimmen: Zum Beispiel sprechen sich die täglich vor einigen Supermärkten tagenden „Räte für praktische Lebensweisheit“ auf Grund seines isotonischen und naturbelas-

senen Charakters für hohen Bierkonsum aus. Diese Meinung schätze ich sehr, teile sie aber nur eingeschränkt. Trotz des knappen Budgets versuche ich bei diesem Projekt, eine ausgewogene, gesunde und eingeschränkte Ernährung einzuhalten. Kostenlose Versorgung wie das sogenannte Containern sowie schnorren kommen nicht in Frage. Auch sich etwas spendieren zu lassen, zählt, außer in Ausnahmefällen, als Betrugsversuch.

Moralische Aussagen oder ein erhobener Zeigefinger stehen bei diesem Projekt eher im Hintergrund als die Vermittlung von Anregungen zum bewussteren Umgang mit Geld. Wenn man auch einwenden könnte, dass stets beim Essen am falschen Ende gespart wird. Doch schlussendlich geht es auch darum, einer in Bierlaune getroffenen großmütigen Behauptung Taten folgen zu lassen. In der nächsten Ausgabe folgt mein Report. Zwischendurch erstatte ich auf Facebook Bericht, inklusive Rezepten und Fotos.

Patrick Salzer

Ihr findet uns auf Facebook unter: Student! - Leipziger Uni-zeitung

Houston, ich hab´s geschafft!

Texas-Korrespondent Florian Martin über den American Way of Karrierelaunch und Atompolitik

Das lange Suchen ist vorbei. Nach genau achteinhalb Monaten, seitdem ich Deutschland Goodbye gesagt habe und nach Texas ausgewandert bin, habe ich endlich mein Ziel erreicht. Am 28. Februar habe ich meinen Traum-

job gefunden und arbeite nun als Reporter für die Lokalzeitungskette Houston Community Newspapers – genauer gesagt für „The Bay Area Citizen.“ Die Art und Weise, wie ich den Job tatsächlich bekommen habe, zeigt mal wieder, wie wichtig

besonders in den USA persönliche Beziehungen sind. Nachdem ich nämlich mein erstes Vorstellungsgespräch zwei Wochen nach meiner Ankunft im letzten Juni bei einer der Partnerzeitungen des Citizen hatte, bekam den Job ein Bekannter von mir. Einige Monate später zogen diese Zeitungen in dasselbe Büro und noch ein paar Monate später wurde beim Citizen eine Stelle frei. Mein Bekannter warb für mich, die Chefredakteurin lud mich zum Gespräch ein und ein paar Tage später hatte ich die Stelle. Wozu habe ich mich ein dreiviertel Jahr lang so abgemüht?

Dadurch, dass wir jetzt zwei Einkommen haben, können Jessica und ich endlich aus dem Haus ihrer Mutter aus- und näher an die Innenstadt ziehen, was unser aller Leben extrem verbessern wird – so viel steht fest. Zu den ganzen neuen Entwicklungen hinzu kommt noch, dass wir passend zum neuen Heim auch gleich unseren ersten Hund gefunden haben. Er ist uns sozusagen zugelaufen und es konnte sich kein Besitzer finden. Seitdem lebt er zusammen mit einem weiteren Findelhund und den zwei Haushunden mit uns bei meiner Schwiegermutter.

Natürlich ist außer in meinem persönlichen Leben auch im Rest der Welt ziemlich viel passiert. Das Erdbeben in Japan und die Umstürze in der arabischen Welt lassen auch die Texaner nicht kalt. Der „Houston Chronicle“ widmet den Ereignissen seit Wochen mehrere



Florian in seinem Cubicle

Foto: privat

Seiten – und das in einer Zeitung, die normalerweise eine Seite über „The World“ berichtet. Eine Freundin von Jessica ist bei der US Air Force in Süd-Japan stationiert, zum Glück weit weg vom Epizentrum. Seitdem ist sie an Versorgungsflügen für die Erdbebenopfer beteiligt. Die Tatsache, dass viele Amerikaner irgendjemand kennen, der irgendwo in der Welt stationiert ist, bringt solche Katastrophen natürlich noch näher.

Die drohende Nuklear-Katastrophe durch die beschädigten Kraftwerke in Japan geben zwar auch hier Anlass zur regen Diskussion über die Zukunft der Atomkraft. Von einer allgemeinen Abschaltung ist man hier dagegen Lichtjahre entfernt. Weder Republikaner noch Demokraten stehen für oder gegen Atomkraft, politische Bomben wie die jüngste Wahl in Baden-Württemberg sind hier deshalb nicht vorstellbar. Die Wirtschaft und Ar-

beitslosigkeit sind hier immer noch größere Wahlentscheider. Die militärische Intervention in Libyen wird dagegen schon eher politisiert. Verständlicherweise fragen sich kriegsmüde Amerikaner, ob man überhaupt eingreifen sollte. Andere kritisieren die Entscheidung der Regierung, die Führungsrolle an die NATO abzugeben zu haben.

Aber zurück zu den Lokalnachrichten. Ich habe das Glück, offiziell nur 40 Stunden pro Woche arbeiten zu dürfen und heim geschickt zu werden, wenn es laut Computer mehr sind. Inoffiziell arbeite ich aber trotzdem (noch) um die 50 Stunden. Ist halt nicht so leicht als Frischling gleich die Routine zu lernen. Über mein Einsatzgebiet kann ich mich jedenfalls nicht beschweren. Die Galveston Bay Area beinhaltet das Johnson Space Center und ich schreibe oft über NASA-Themen. Passt doch zum Titel meiner Kolumne!

Anzeige

Interviewer/in

MARKTFORSCHUNG
Schüler und Studenten ab 18 für Meinungsumfragen gesucht. Freie Zeiteinteilung, kein Verkauf. Vielseitig und interessant.
Mit Telefonieren Geld verdienen. Wenn gerade Sätze kein Problem für dich sind, melde dich!
Telefon 0341 9898 2811

FSC
field service consulting

FSC Field Service Consulting UG
Petersstraße 28 · 04109 Leipzig
www.field-service-consulting.com

Schlagzeugsolo im Labor

Forscher am Max-Planck-Institut untersuchen Hirnabläufe bei Drummern

Auf der Bühne sitzen Schlagzeuger häufig in der zweiten Reihe. Im Leipziger Max-Planck-Institut für Kognitions- und Neurowissenschaften (MPI) stehen sie derzeit hingegen im Rampenlicht. 16 Metal-Drummer spielten in den letzten Wochen im Forschungslabor vor, darunter auch die Schlagzeuger von bekannten Bands wie Obscura und Belphegor. Besonders interessiert sind die Experimentleiter Mike Hove und Janis Freund an den sogenannten „Blastbeats“, bei denen die Musiker ihre Trommeln gleichmäßig mit bis zu 20 Schlägen pro Sekunde bearbeiten.

Die Forscher erhoffen sich durch die Studie neue Erkenntnisse über die im Gehirn ablaufenden Synchronisationsprozesse zwischen akustischer Wahrnehmung und Reaktion. „Es geht um die Frage, ob Synchronisationsmechanismen bei diesem hohen Tempo immer noch funktionieren. Dies setzt nämlich eine sehr hohe zeitliche Auflösung des Gehirns voraus“, erläutert Freund, der eigentlich in Hamburg Psychologie studiert und die Daten der Studie später auch für die eigene Diplomarbeit nutzen will.

Zur Untersuchung der ablaufenden Prozesse führten die Forscher mehrere Teilerperimente durch, zu denen sie neben den Profimusikern auch ungeübtere Schlagzeuger ins Labor holten, um so Rückschlüsse auf Trainingseffekte ziehen zu können. Anfänglich spielten sie den



Schlagzeuger stehen am Max-Planck-Institut im Rampenlicht

Foto: Ina Müller

Probanten jeweils drei Rauschsequenzen vor, von denen eine durch eine kurze Pause unterbrochen war. Die Drummer sollten anschließend sagen, in welcher Sequenz diese versteckt gewesen war. Im Laufe des Experiments wurden die Lücken im Rauschen immer kürzer. Nach einer Blastbeat-Einlage wurde die Anordnung noch einmal wiederholt. Die Vermutung der Forscher war, dass sich das Gehirn den veränderten Verhältnissen anpasst, also nach dem eigenen Schlagzeugspiel

sensibler auf die Pausen reagiert. „Eine Tendenz in diese Richtung war vorhanden, ob tatsächlich eine signifikante Abweichung zwischen dem Vor- und Nachher vorliegt, können wir aber erst nach Auswertung der Daten sagen“, gibt Freund einen ersten Einblick in die Ergebnisse.

In einer zweiten Versuchsanordnung sollten die Drummer mit Höchstgeschwindigkeit im Takt eines Metronoms spielen, welches so programmiert war, dass es zufällig einige Schläge versetzt ausführte.

Die Probanten waren instruiert, auf diese Abweichungen nicht zu reagieren. Die Forscher gingen jedoch davon aus, dass die Schlagzeuger automatisch Reaktionen zeigen würden, weil unbewusste Synchronisationsprozesse stattfinden.

Das Gegenstück dazu, die bewussten Prozesse, untersuchte die Gruppe um Freund in einem dritten Experiment. Die Schlagzeuger sollten ihr Spiel den planmäßigen Tempowechseln des Metronoms angleichen. Dabei ging es um die Frage,

wie schnell solch eine Tempoangleichung funktioniert. „Bewusste Prozesse sind langsamer“, erklärt Freund. „Bei dauerhaften Tempowechseln erfolgt die Reaktion später und die Leute schießen über das Ziel hinaus, spielen bei einer Beschleunigung kurzzeitig zu schnell.“ Allerdings seien dies Vorgänge, die sich in Sekundenbruchteilen abspielten.

Zur Erfassung der Bewegungsabläufe der Drummer nutzten die Forscher das sogenannte „Motion-Capturing-Verfahren“. Insgesamt zehn Kameras zeichneten auch die leiseste Bewegung auf. Freund erklärt, dass sich die Metal-Schlagzeuger besonders gut für die Studie eignen, da sie durch die enorme Zahl der hochfrequenten Schläge eine große Menge an Daten liefern würden.

Diese wird der Psychologiestudent in den kommenden Wochen in Zusammenarbeit mit den Mitarbeitern der MPI-Forschungsgruppe „Musikkognition und Handlung“ auswerten. Die Ergebnisse sieht er vor allem als Teil der Grundlagenforschung. „Das Hörsystem ist im Vergleich zum Auge viel weniger erforscht“, meint Freund. „Die Anwendungsmöglichkeiten bei neuronaler Forschung sind oft fernab von dem, was man erwartet. Aber je mehr man über die Grundlagen des Gehirns weiß, desto eher kann man eingreifen, wenn etwas kaputt geht.“

Robert Briest

Wieso, Weshalb, Warum ...

... sind wir im Siebten Himmel und die Briten „on cloud number nine“?

Frei nach dem Motto:

„Dumme Fragen gibt es nicht!“, lässt sich **student!** in dieser Rubrik alltägliche Sachverhalte von Leipziger Wissenschaftlern erklären.

In dieser Ausgabe geht **Sabine Fiedler** der Frage nach, weshalb sich so manche redensartliche Zahlensymbolik in anderen Sprachen scheinbar in der Nummer vertan hat. Weshalb befindet sich der Ort für frühlinghafte Glückseligkeit im Englischen zwei Wolken über unserem siebten Himmel? Und wie kommt es, dass wir uns nicht nur mit einem „sixth sense“ begnügen, sondern uns dann und wann auch schonmal im Besitz eines siebten Sinns wähnen?

Sabine Fiedler ist Professorin für allgemeine Sprachwissenschaft (Interlinguistik) und lehrt am Institut für Anglistik der Universität Leipzig.

Sabine Fiedler: Zahlensymbolik ist in Redensarten häufig. In die Interpretation von „im Siebten Himmel“ und „on cloud nine“ sind dabei verschiedene Aspekte einzubeziehen. Zunächst kognitive, wie das Wissen um konzeptionelle Metaphern wie Gut/Glück ist OBEN / Schlecht/Pech ist UNTEN. Intertextuelles Wissen kommt hinzu. So geht im „siebten“ Himmel auf jüdische Tradition zurück. Der „siebente“ Himmel ist der höchste, der Ort an dem Gott mit den ihm dienenden Engeln weilt. Die Lehre von den sieben Himmeln wird im Talmud beschrieben, ging in den Koran über und fand weite Verbreitung.

Dieser Ausdruck für höchste Glückseligkeit ist daher auch in zahlreichen Sprachen gebräuchlich (zum Beispiel franz. *au septième ciel*, poln. *w siódmym niebie*, nld. *in de zevende hemel zijn*; sogar im Esperanto kennt man *en la sepa cielo*), und auch im Englischen ist „in the seventh heaven“ durchaus üblich.

Die Neun ist neben dem Englischen auch in der Baltischen Volkstradition bedeutsam (vgl. Litauisch *devintam(e) danguj(e) buti/pasijusti*, ‚sich wie im Neunten Himmel fühlen‘).

Der Ursprung des Ausdrucks *on cloud nine*, der erst seit den 1950er Jahren im Englischen gebräuchlich ist, lässt sich nicht eindeutig ermitteln. Wörterbücher verweisen gern auf die Nummerierung von Wolken durch das US Weather Bureau. Im International Cloud Atlas von 1896 wird eine strahlend weiße und locker-fluffige Cumulonimbus-Wolke in besonders großer Höhe mit Nr. 9 bezeichnet. Eine solche Schäfchenwolke dürfte so mancher mit Glück und Zufriedenheit in Verbindung bringen. Zur raschen Verbreitung des Ausdrucks im Englischen hat wohl auch die Popmusik beigetragen, denken wir an die gleichnamigen Alben von The Temptation (1969) oder George Harrison (1987).

Die Verwendung von „auf Wolke Sieben“ anstatt des traditionellen „im siebten Himmel“ im Deutschen ist neueren Datums und könnte auf Einflüsse des Englischen zurückzuführen sein. Während *cloud*/Wolke in beiden Sprachen in Wendungen im Sinne von ‚verzückt‘ oder ‚fern der Realität‘ auftritt (zum Beispiel *have one's head in the clouds*; *cloud cuckoo land*; wie *aus allen Wolken gefallen sein*; *auf Wolken schreiten*), wird im Englischen der Neun viel-

leicht auch deshalb der Vorzug gegeben, weil dessen Sprecher mit dieser Zahl aus anderen Wendungen gut vertraut sind (vgl. *the whole nine yards*, *dressed to the nines*, *a nine days' wonder*).

„The sixth sense“ als die Fähigkeit, intuitiv zu erkennen, dass etwas passiert, ehe es tatsächlich eintritt, ist eigentlich auch im Deutschen der sechste Sinn (neben Sehen, Hören, Schmecken, Riechen und Fühlen bekanntlich), wie auch im Duden angeführt.

Nicht selten hört man aber auch, dass jemand einen siebten Sinne habe in ebendieser Bedeutung von Vorahnung oder Gespür. Das dürfte an der langjährigen Fernsehsendung zur Verkehrserziehung liegen, die sich mit ihrem Titel auf den so genannten Verkehrssinn bezog, der angeblich vorhanden ist und entwickelt werden muss. Durch die mentale Präsenz des Namens „Der siebte Sinn“ – bei dem einen oder anderen dürfte wohl gleichzeitig der markante Jingle der Sendung wachgerufen werden – wird im Deutschen wohl auch zukünftig der sechste mit dem siebten Sinn konkurrieren, obwohl wir doch meist auch nur unsere fünf Sinne beieinander haben.



Sabine Fiedler Foto: privat

- Jahrgang 1957

- Diplomlehrerstudium Englisch/Russisch an der Universität Halle-Wittenberg

- Promotion 1986 in englischer Fachtextlinguistik

- Habilitation 1999 mit einer Arbeit zur Phraseologie in Plansprachen

- Forschungsschwerpunkte: Phraseologie, Übersetzungswissenschaft, Interlinguistik/Esperantologie, Comics

Magische Messe

Fotoshootings und Wettbewerbe zwischen Bücherständen

schienen sie nicht selten sogar in der Überzahl. Während in der glasüberdachten Haupthalle eine Interviewcouch mit VIPs neben der anderen stand und Leseratten jeden Alters von einer Halle in die andere strömten, waren doch ringsum die Treppen, Balustraden und Banke mit Verkleideten drapiert, die posierten, beim Anblick ihres Lieblingscharakters aufklickten, sich gegenseitig in kleine Büchlein malten, als Sailor Moon oder Teddybar kostümiert mit „Hug Me!“ Schildchen umherliefen oder einfach nur chillten.

Zwischen all dem Selbstgenähten und Zusammengeklebten konnten die Besucher fast vergessen, dass der Comic- und Fantasybereich eigentlich nur einen Teil der Buchmesse ausmachte, in dem auch dieses Jahr zum ersten Mal der Vorentscheid zum European Cosplay Gathering (ECG) stattfand.

Dies ist ein Wettbewerb, bei dem die Cosplayer mit Kostüm und Show-einlage gegeneinander antreten. „Der Grundgedanke bei der ECG ist eigentlich, dass sich die Cosplayer der europäischen Länder bei diesem freundschaftlichen Wettbewerb besser kennenlernen, dass man sich austauscht und Kontakte knüpft“, weiß Daniela Barmetler, die mit ihrem Yuna-Kostüm den ersten Platz in der Einzelwertung gewann.

Im Gegensatz zu der Deutschen Cosplaymeisterschaft (DCM) und dem World Cosplay Summit (WCS) ist die ECG noch ganz neu in der Cosplay-szene, weshalb sich dieses Mal noch nicht so viele Cosplayer beworben hatten. Doch Veranstalter und Teilnehmer sehen der Entwicklung der ECG in den nächsten Jahren positiv entgegen, wenn auch für die Cosplayer auf der Buchmesse die jüngste Umstellungen nicht so günstig waren. Das bedauert auch die erfahrene Cosplayerin und ECG-Jurorin Elisa Leibelt sehr: „Noch vor ein paar Jahren war für uns auch das Congress Center zugänglich, auf dessen großer Bühne der Wettbewerb stattfand. Diese Location war weitaus geeigneter als die neue Bühne in der Comic-Halle. Da ist es jetzt einfach zu eng und die Cosplayer haben leider kaum Platz, sich in Ruhe auf den Auftritt vorzubereiten.“

Trotzdem wird die Buchmesse von vielen noch immer als große Chance begriffen, eine Verbindung zwischen der Szene und Otto Normalverbraucher herzustellen, statt immer nur auf reinen Cosplay-Veranstaltungen unter sich zu sein. „Mich stört nur, dass Cosplay oft als Kinderkram ab-

gehan wird, denn was manche handwerklich und performance-technisch so vorzeigen können, ist weitaus mehr als nur Kinderkram“, meint Elisa bezüglich der Tatsache, dass Cosplay noch immer eher als Randgruppenphänomen belächelt wird.

Denn für sie ist es weder Lebensflucht noch kurzweiliger Spleen: „Cosplay ist einfach eines meiner liebsten Hobbys. Weil ich mich da künstlerisch betätigen kann und dadurch viele Freunde kennen gelernt habe.“ Ganz unkindlich gedachte so auch die farbenfrohe Menge zumindest im gedanklichen Trauerflor den Opfern der Katastrophe in Japan, nachdem sich Samstagabend die Tore der Messehallen geschlossen hatten. Unter dem Motto „Prayers from Cosplayers“ zündeten sie Tausend Kerzen an, die den Schriftzug bildeten: Für Japan und die Welt. **kh**



Perfekt für Fotoshootings: Messegarten „Pocket Park“ Fotos (14): Knut Holburg

Von Con-Hons und „kosupure“

Hintergründe zu einer wachsenden Jugendkultur

Das Wort Cosplay stammt von „costume play“ und bezeichnet das Hobby, sich wie ein Charakter aus Manga, Animeserien, Videospielen oder Filmen zu verkleiden. Der Trend stammt aus Japan und heißt dort „kosupure“. Erstmalig wurde der Begriff von dem Autor Nobuyuki Takahashi 1983 verwendet. Der genaue Ursprung der Bewegung ist allerdings nicht sicher festzustellen.

Vermutet wird, dass die japanischen Fangemeinden die Idee von Science-Fiction-Anhängern aus den

USA, bei denen intergalaktische Kostüme schon länger eine Rolle spielen, übernommen haben. Als im Laufe der 90er Jahre Manga und Anime durch Serien wie „Sailor Moon“ in allen Teilen der Welt immer beliebter wurden kam Cosplay auch nach Europa und Nordamerika und entwickelte seine eigenen Besonderheiten.

Im Gegensatz zu vielen anderen Subkulturen erkennt man Cosplayer im alltäglichen Leben nicht an allgemeinen Merkmalen. Nur innerhalb der Szene verkörpern sie einen Charakter. Dazu gehört ein Spitzname, der oft an eine bestimmte Figur angelehnt ist und häufig japanisch klingt. Im Mittelpunkt der Cosplay-Kultur steht allerdings das Kostümieren. Die Fans investieren sehr viel Zeit und Geld in die handgearbeitete Anfertigung ihrer Kostüme. Gekaufte Modelle werden in der Szene ungern gesehen. Große Anerkennung erhält hingegen, wer häufig neue und sehr ausgefallene Kostüme präsentiert.

Doch auch bei dieser großen Vielfalt wird darauf geachtet, sich ein wiedererkennbares Image aufzubauen. Die Kostüme, und damit das

Hauptelement des Cosplay, werden aber nur auf überregionalen Treffen der Anime- und Mangafanszene getragen. Doch selbst dort sind die Mitglieder durchaus die meiste Zeit sie selbst und tauchen nur für Fotos oder Auftritte in ihre Rollen ein.

Die großen Szenetreffen, sogenannte Conventions, dienen Cosplayern als Plattform zur Darstellung ihrer neuen Kostüme und Accessoires. Fester Bestandteil davon sind Fotoshootings, die für die Szenemitglieder eine Anerkennung ihrer aufwändigen Outfits darstellen. Deshalb posieren und spielen sie sowohl für professionelle Fotografen als auch für interessierte Zuschauer und andere Cosplayer gern. Ein weiteres Ritual auf Conventions ist das Führen eines Con-Hons (Con = Convention, hon = japanisch für Buch). Wie bei einem Poesiealbum schreiben oder zeichnen sich die Szeneanhänger Sprüche und Figuren in die kleinen Bücher.

Auf fast jeder großen Cosplay-Veranstaltung finden mittlerweile auch Wettbewerbe statt, bei denen das beste Kostüm prämiert wird. Im Unterschied zu Japan, wo ausschließ-

lich das Erscheinungsbild bewertet wird, bieten die Cosplayer bei deutschen Wettbewerben Lieder, Tänze, Kämpfe oder Schauspielerszenen dar.

Eine weitere Möglichkeit für Cosplayer, den von ihnen verkörperten Charakter zur Schau zu stellen, sind Internetforen wie animexx.de oder cosplay.com. Über das Medium kommunizieren die Fans hauptsächlich miteinander, organisieren Treffen, stellen Bilder online und bewerten diese. Wer sehr aktiv in solchen Communities ist, steigert seine Bekanntheit und Popularität in der Szene enorm.

In Deutschland gibt es derzeit einige tausend regelmäßig aktive Cosplayer. Drei Viertel davon sind weiblich. Die Szene wächst ständig und erhält seit dem Boom der Manga- und Animeserien vor allem von Jüngeren regen Zulauf. Unter langjährigen Cosplayern wird die Entwicklung kritisch beurteilt, da einige der jungen Anhänger sich mit der japanischen Popkultur nur sporadisch auskennen. Zudem hat die Szene durch etwas von ihrer einstigen familiären Atmosphäre verloren.

Frederike Ostwald

Gegen Kinder pornos

Hobby und Engagement

Mit selbst gebastelten Schildern ließen sich Cosplayer aus aller Welt auf der Convention bei der Buchmesse fotografieren. Sie sprachen sich damit gegen Kinderpornographie aus.

Die Initiatorin dieses Treffs, Charlotte Hütten, kontaktierte hierzu andere Cosplayer über das Chatforum „animexx“ um für ihre Aktion „Cos-

Unpolitische Aktion, da Szenen-intern

player against Shota / Lolli / Childporn“ zu werben. Die Aktion versteht sich nicht als politisch, sondern als Szenen-internes Phänomen. Denn sie richtete sich nicht ausschließlich gegen Kinderpornographie allgemein, auch in der Mangazene sind

kinderpornographische Elemente leider noch oft ein Thema.

Jedoch hat sich mittlerweile eine Gegenbewegung entwickelt. Sie rebelliert entschieden gegen das vielzitierte Argument der Fürsprecher „Nur gezeichnet, tut ja keinem weh.“ In Deutschland ist diese Gegenbewegung auch rechtlich gestützt, denn Mangas mit kinderpornographischen Elementen sind bei uns gesetzlich verboten.

Charlotte Hütten wurde durch den Manga „Losing Neverland“ von der deutschen Autorin Fahrin Sindram dazu angeregt, sich auch aktiv gegen Kinderpornographie auszusprechen.

Dieser Manga richtet sich gegen pädophile Neigungen und zeigt, welche Auswirkungen sexuelle Gewalt für die betroffenen Kinder hat. „Ich kann die Leute nicht verstehen die

so etwas niedlich finden. Schließlich ist es gezeichneter Missbrauch“, sagt Charlotte Hütten.

Trotzdem sind Begriffe wie Lolikon (sexuelle Zuneigung zu minderjährigen Mädchen) und Shotakon (sexuelle Zuneigung zu minderjährigen

Lolikon und Shotakon fester Bestandteil

Jungen) gerade in Japan noch fester Bestandteil in der Mangazene. Denn obwohl es in Japan Gebiete gibt, in denen diese Form der Darstellung verboten ist, so ist dieses Mangagenre in den meisten Gegenden legal, weil es sich um keine realen Darstellungen handelt.

„Pornographische Mangas zuzulassen und zu konsumieren, heißt Be-



dürfnisse zu befriedigen und Fantasien zu fördern“, konstatiert Charlotte Hütten. Immer mehr Leute sind dieser Meinung und äußern diese auch auf Internetplattformen, wie „Artist against Childporn in Comics“. „Mit der Cosplayeraktion wollte ich den Leuten die Möglichkeit geben, sich gegen Kinderpornographie auszusprechen.“, sagt die Initiatorin, die sich sehr über den Erfolg ihrer Aktion freut.

Angélique Auzuret



„Vielmehr als bloßes Verkleiden“

Im Gespräch mit den Gewinnerinnen im Gruppencosplay

student!: Wen habt ihr beim Vorentscheid der ECG dargestellt und mit welcher Showeinlage seid ihr aufgetreten?

Mareike: Also ich habe Magical Maid Koyori aus dem Anime „Witch Nurse Komugi“ gespielt. Sie ist die Widersacherin in der Geschichte. Ihr Outfit ist vor allem an die Dienstmagd-Kultur in Japan angelehnt.

Aileen: Ich war Titelheldin Komugi, also eine Krankenschwester-Hexe. Auf der Bühne haben wir quasi unsere Rollen vorgespielt. Ich habe mit einem überdimensionalen Skalpell bemalte Luftballons zum Platzen gebracht, die die von der bösen Koyori verteilten Viren darstellen sollten.

Mareike: Der Anime selbst ist auch überhaupt nicht ernst zu nehmen und dementsprechend haben wir auch unseren Auftritt gestaltet. Es ist die Parodie auf die klassischen Gut-gegen-Böse-Geschichten und Mädchen mit Zauberkraften, was insgesamt eigentlich ein ganz großer, herrlicher Schwachsinn ist. Mit übertriebener Mimik und Gestik und wüsten Beleidigungen haben wir versucht, das Ganze so komödiantisch wie möglich zu machen. Deshalb ist Cosplay auch immer mehr als bloßes Verkleiden, weil es auch um den Charakter geht, den man darstellt und spielt.

student!: Wie fühlt es sich an, Deutschland bei der ECG zu vertreten?

Mareike: Im ersten Moment war die Freude geradezu gigantisch. Mittlerweile kommt auf jeden Fall aber auch der Druck dazu. Wir nehmen das Ganze jetzt schon recht ernst, denn es steckt ja viel dahinter. Da sind immerhin viele Leute, die sich anstrengen das alles zu organisieren. Jetzt ist es an uns, die neuen Kostüme zu machen, damit alles rechtzeitig fertig und außergewöhnlich genug wird.

Aileen: Wir waren jetzt das siebte von insgesamt zehn Ländern, die gewählt werden. In den Nationen, in denen nach uns abgestimmt wird, werden es die Gewinner noch schwerer haben, weil ihnen bis zum Wettbewerb am 2. Juli in Paris noch weniger Zeit bleibt. Im Gegensatz dazu hatten die Teilnehmer aus Frankreich ein ganzes Jahr Zeit zur Vorbereitung. Das ist zusätzlich ein wenig einschüchternd.

am Ende schön aussehen. Immerhin machen wir es ja für die Leute und für uns selbst, um Spaß zu haben.

student!: Wie empfindet ihr die Wahrnehmung von Cosplayern?

Aileen: Es gibt schon mal dumme Kommentare oder sogar Beleidigungen von Außenstehenden, aber das eher sehr selten. Schön ist, dass viele ältere Leute zu einem kommen, weil sie davon ganz beeindruckt sind und fragen: Was ist das, woher kommt das, was macht ihr da? Es ist einfach toll, wie sie sich dafür interessieren und nicht meckern, wie einige jüngere Leute es tun. Cosplay ist zwar im Kommen, aber noch ist es nicht groß genug und so hört man eben auch mal blöde Bemerkungen. Dabei bemühen wir uns darum, es jedem zu erklären, der zuhören will.

Mareike: Die schlimmsten Äußerungen kommen wirklich von manchen Jugendlichen, die uns nur wegen unserer ungewöhnlichen Outfits herabwürdigend wollen und deutlich unter die Gürtellinie zielen. Nur weil das Kostüm einen kurzen Rock hat, trifft noch lange nicht zu, was uns da mitunter an den Kopf geworfen wird und was ich lieber nicht wiederholen will. Aber alles in allem sind die Reaktionen schon eher positiv. Schwarze Schafe gibt es eben überall. Ich glaube, mit der Ahnungslosigkeit von anderen hat so ziemlich jede vermeintliche Randgruppe zu kämpfen.

Aileen: Im Fernsehen gab es leider oft genug schon völlig falsche Darstellungen von der Szene, unter dem Motto: Die sind Freaks, die sind leicht zu haben, und so weiter. Einige wollen gar nicht versuchen zu verstehen, worum es uns in Wirklichkeit geht: Ums Schneidern der Kostüme, sich zu treffen und zusammen Spaß zu haben und gemeinsam dieses Hobby zu feiern.



Mareike (L.) und Aileen Foto: privat

Mareike: Es gibt Leute, die glauben, wir wären soziale Außenseiter, die natürlich auch im Alltag mit Kostüm rumlaufen, sich hinter dieser Fassade verstecken und so vor der Realität fliehen. Dabei hat das Hobby eher mit sehr viel Selbstbewusstsein und Im-Leben-Stehen zu tun, denn es braucht Mut und Offenheit.

Das Interview in voller Länge sowie viele weitere Cosplay-Fotos findet ihr auf: www.student-leipzig.de



Kostprobe



Gegen die Liebe

Bücher können Leben verändern. Im Fall des Berliner Nachwuchsregisseurs Patrick Banush war es Cervantes „Don Quichotte“, der ihn zu seinem bisher größten Projekt inspirierte. Im Film „Die Liebe und Viktor“ wird der Titelheld sich nach eingehender Lektüre der Geschichte vom Ritter der Liebe seiner Mission bewusst - er muss den gegenteiligen Feldzug antreten! Seit Freundin Klara ihn verlassen hat, ist Viktor sich sicher: Die Liebe gibt es nicht. Als seine Mutter den depressiven Sonderling aus der Wohnung wirft, quartiert er sich kurzerhand bei seinem Kumpel Otto und dessen Freundin ein - und bewirkt prompt deren Auszug. Nun ist auch Otto überzeugt: Die Liebe ist nur eine chemische Täuschung.

Auf Klappträgern streifen beide fortan als Don Quichotte und Sancho Panza durch den Stadtpark, wo sie eine vermeintliche Braut vor der Hochzeit und einen liebeskranken Psychiater vor dem Selbstmord retten. Doch erst als Viktor vom scheinbar wahren Don Quichotte Besuch bekommt, geraten die Dinge ins Rollen - was für alle ungeahnte Folgen hat.

„Die Liebe und Viktor“ wurde mit einem Budget von nur 10.000 Euro als echter Independent-Film verwirklicht. Das lässt viel Platz für herrlich absurde Ideen, macht sich bei der szenischen Umsetzung aber bemerkbar. Ton, Schnitt und Kameraführung sind etwas holprig und manche Dialoge wirken fast improvisiert. Die größte Schwäche des Films ist aber die eher spärliche Dramaturgie. Etwa ab der Hälfte der Spielzeit fragt man sich als Zuschauer, wohin das Ganze nun gehen soll. Umso überraschender kommt das verwirrende Ende.

Wer sich von seinen Ansprüchen an hochkarätig produzierte Kinofilme befreit, wird dennoch seinen Spaß haben. Die Geschichte um den weltfremden Loser ist mit vielen guten Ideen liebevoll umgesetzt und sprüht vor allem in der ersten Filmhälfte vor absurden Gags und kuriosen Situationen, die das Zwerchfell strapazieren.

Friederike Ostwald

Die Liebe und Viktor, 15. April, 20 Uhr im LURU Kino in der Spinnereistraße 7

Geschichte in Schwarz und Weiß

Dreifach-Ausstellung beleuchtet Entwicklung der Fotografie in Leipzig

Es hat fast etwas von einem Aufbegehren - gegen die Vereinnahmung durch die Malerei, gegen eine kulturelle Außenwahrnehmung, in der man sich auf die Spinnerei und Neo Rauch, auf Leipziger Schule und HGB reduziert sieht. Endlich mal mit etwas anderem glänzen als mit Malerei: Seht her, wir können auch anders! Schon allein anhand der Größe dieser Ausstellung merkt man, dass „Leipzig. Fotografie seit 1839“ mehr will, als nur hübsche Bilder zu präsentieren. Es geht auch um eine Bestandsaufnahme. Fast 200 Jahre Leipziger Fotografiegeschichte und Stadtentwicklung wurden mit dem Grassi-Museum, dem Museum für Bildende Künste und dem Zeitgeschichtlichen Forum auf drei der bedeutendsten Museen Leipzigs verteilt.

Um die Vielfalt der Fotografenszene in der Messestadt darzustellen, sind auch Bildzeugnisse aus anderen Ländern und Städten enthalten. Der Ausstellung zuordnen lassen sie sich lediglich auf Grund der Herkunft der Künstler. Doch wirken gerade diese Bilder fehl am Platz und verwirren unnötig. Ein Manko stellt auch das fehlende Leitsystem dar, so dass manche thematische Entwicklungen und Zusammenhänge durch eine falsche Abbildung nicht ersichtlich werden und nur noch mehr Verwirrung stiften. Ein gewisser Vorteil ergibt sich allerdings aus der räumlichen Distanz zwischen den Museen: So wird der Besucher nicht überschwemmt von Bildern und hat sogar noch die Möglichkeit, das gesehene historische Bildmaterial wie den Augustus-Platz in seinem heutigen Zustand Revue passieren zu lassen.

Am ersten Standort im Grassi-Museum wird die Geschichte der Fotografie von 1839 bis zum Ersten

Charme alter Familienfotografien

Weltkrieg dargestellt. Leider hielten es die Organisatoren hier für unnötig, weitergehende Erläuterungen beizufügen. Weder relevante technische Neuerungen während dieser Periode, noch die maßgeblichen künstlerischen Strömungen werden ausreichend erklärt. Dafür versprechen die stilvollen und schön gerahmten Fotografien den Charme alter Lichtbilder aus dem Familienbestand. Adrett angezogene Familien und wichtige Persönlichkeiten bilden den Großteil des dargestellten Bildmaterials. Auf anderen Bildern lässt sich der architektonische Wandel der Stadt dokumentieren. Nachteilig auf die Atmosphäre und die allgemeine Betrachtung der Exponate wirkt sich jedoch die diffus schummrige Beleuchtung aus. So erschweren Spiegelungen die Betrachtung unnötig.

Das Stadtgeschichtliche Museum als zweiter Abschnitt präsentiert eine relativ kleine Anzahl von Bildern, aufgenommen zwischen der Zeit der Weimarer Republik und dem Mauerbau. Sie gehören zu den aus-



Kleine Jungs an der Nikolaikirche (li.), Familienfoto

sagekräftigsten der drei Ausstellungen. Die luxuriösen Darstellungen der Vergangenheit haben hier keinen Platz mehr. Dieser wird durch die ungeschönte Realität eingenommen: Menschliches Elend, ideologisch geprägte Zeugnisse, politische Einschnitte, aber ebenso die positiven Einflüsse des Bauhaus-Stils auf das Stadtbild bilden den thematischen Rahmen der Exponate. Schade nur, dass diese teils wirken, als seien sie digital bearbeitet worden, wodurch wenig Zeitgeist und Charme aufkommt. Und während bei der vorherigen Ausstellung zu wenig Informationen verfügbar waren, herrscht hier das andere Extrem: Ausufernden Bilderläuterungen sorgen dafür, dass man sich teilweise vorkommt, wie bei der Lektüre von Zutatenlisten bei Lebensmitteln.

Mit Ursula Arnolds „Die Hochzeit“ findet sich eines der eindrucksvollsten Bilder der gesamten Ausstellung an diesem Standort. Es zeigt ein frisch verheiratetes Ehepaar inmitten einer unwirklichen Umgebung, welche jedoch scheinbar so gut wie keinen Einfluss auf ihren schönsten Tag im Leben hat. Ihre Gesichter strahlen in einem von Krieg und Zerstörung geprägten Land eine innere Freude aus. Einen Gegensatz dazu bilden die Zuschauer dieser Szene, welche beinahe teilnahmslos aus den Fenstern star-

ren und ein wenig mitleidig die ganze Zeremonie des Paares betrachten.

Den dritten und letzten Abschnitt bildet das Museum der bildenden Künste. Den thematischen Schwerpunkt dieser Teilausstellung nimmt die Zeit vom Mauerbau bis heute ein. Hier bietet sich bereits der erste Kritikpunkt, denn nach 1990 scheint im MdbK die Zeit stehengeblieben zu sein, Bilder aus den letzten beiden Jahrzehnten fehlen völlig. Und somit auch die gesamte aktuelle Entwicklung der digitalen Fotografie und die damit verbundene Individualisierung des Mediums. Daher verwundert es auch nicht, dass die sterile Umgebung im Untergeschoss keine wirkliche Atmosphäre erzeugen kann und stattdessen den Charme eines mit Werbeillustrationen verhangenen U-Bahnhofes versprüht. Die neueren Entwicklungen, ob nun technisch oder historisch, finden hier nur am Rande Platz und sind zudem zu kurz und zu wenig erklärt, um die Bilderentwicklungen zu verstehen. Speziell die offene technische Entfaltung der vielfältigen Bildtechniken der BRD-Fotografie verlangt viel Vorwissen von den Besuchern.

Als Fazit lässt sich somit sagen: Wer sich die drei Ausstellungen angesehen hat, geht zwar in dem guten Gewissen nach Hause, viele alte und auch schöne Bilder gese-



Fotos: leipzig-fotografie.com

hen zu haben, doch etwas wirklich Bleibendes, was auch darüber hinaus zum Grübeln anregt, geht in der Vielzahl der Bilder unter. Der Intention einer historischen Darstellung der Fotografieentwicklung wurde vielleicht allzu akribisch nachgegangen. Dabei wäre es wohl

Tipp: Aus drei mach eins

besser gewesen, sich auf weniger, dafür aber besser erläuterte Bilder zu beschränken, statt darauf zu setzen, dass der Besucher sich sowohl mit den geschichtlichen als auch den technischen und sozialen Entwicklungen der Fotografie und ihrem Wirkungsbereich auskennt. Ein Tipp wäre daher, statt aller drei Museen sich lediglich das Stadtgeschichtliche Museum anzuschauen, da dieses mit seinem Ambiente die beste Kulisse schafft und thematisch wie chronologisch am nachvollziehbarsten strukturiert ist.

Christopher Geißler

Die Ausstellung läuft noch bis zum 15. Mai an den drei Veranstaltungsorten Grassi-Museum, MdbK und Stadtgeschichtliches Museum Leipzig. Die Kombikarte kostet ermäßigt neun Euro.

www.leipzig-fotografie.com



Sonnenbad mit Kinderwagen im Nachkriegs-Leipzig

Foto: leipzig-fotografie.com

„Einfach abschalten!“

Medienforscher Daniel Hermsdorf fordert Schutz der Verbraucher vor dem Privatfernsehen

Daniel Hermsdorf ist Dozent für Film- und Fernsehwissenschaft an der Ruhr-Universität in Bochum. Kürzlich erschien sein erstes Buch. In „Glotze Fatal“ stellt Hermsdorf die These auf, dass das Privatfernsehen bestimmte gesellschaftliche Entwicklungen, wie den steigenden Konsum, die Überschuldung von Privathaushalten oder die Auflösung traditioneller Familienstrukturen verstärkt. Mit **student!**-Chefredakteurin Eva-Maria Kasimir sprach er darüber, warum Verbraucher vor dem überhandnehmenden kommerziellen Interesse der Fernsehmacher geschützt werden sollten.

student!: Herr Hermsdorf, wie sieht ihre Forschungsarbeit aus? Sitzen Sie den ganzen Tag vor der Glotze?

Hermsdorf: Nein, und ich hoffe, man merkt dies meinem Buch auch an. Meine Arbeit basiert jedoch auf einer umfangreichen Materialsammlung. Einzelnen Sendungen, wie „Wer wird Millionär?“, „Deutschland sucht den Superstar“ oder den Fußballübertragungen der ARD sind umfangreichere Kapitel gewidmet, in denen ich ganze Sendestrecken beobachtet habe. Bei anderen Genres, wie zum Beispiel Seifenopern, behandle ich nur Stichproben.

student!: Wozu braucht es noch eine Wehklage übers Fernsehen?

Hermsdorf: Ich verwende hier einen Theorie-Mix aus Inhaltsanalyse,



Muss für die Forschung vor die Glotze: Daniel Hermsdorf Foto: privat

Systemtheorie und Textinterpretation, der oft zu anderen Ergebnissen kommt als bisherige Veröffentlichungen. Eine wesentliche Erkenntnis ist die außerordentliche Selbstverachtung der TV-Inhalte: Die Kritik ist schon Teil des Programms – aber verschlüsselt und indirekt.

student!: Sie arbeiten heraus, dass sich das Fernsehen inzwischen auf stereotype Sendeformen reduziert, die immer und immer wieder reproduziert werden.

Hermsdorf: Es empfiehlt sich, zuerst über die Bedeutung des Stereotyps nachzudenken. Menschliche Schöpfungen haben, wie auch die Natur, einen sich wiederholende Charakter. Es ist nicht nur meine Erkenntnis, dass es im Fernsehen eine

inhaltliche und formale Inflation gibt. Sie besteht in der Erhöhung der Senderzahl, Programmpolitiken wie der Wiederholung von Sendungen, und anderen Erzählformen wie täglichen Sendungen. Die Schlagzahl wurde erhöht. Dem Publikum wird eine stärkere Dosis verabreicht. Hier verbinden sich kulturelle und psychologische Aspekte mit ökonomischen Absichten auf sehr fragwürdige Weise.

student!: Sind wir fernsehtechnisch endgültig in der Zeit des totalen Kommerzes angekommen?

Hermsdorf: Wer solche Thesen vertritt, wird gerne mal als naiver Altlinker belächelt. Die Frage nach der Wirtschaftlichkeit von Medien muss man abwägen. In der ökonomischen

Argumentation vermisste ich etwa den Faktor Zeit. Schon Adorno und Horkheimer formulierten, dass im Kapitalismus Vergnügung zur Arbeit wird. Dies ist der Fall, wenn das Programm aus Stereotypen besteht, als wäre es Fließbandarbeit. Ich habe im Übrigen errechnet, dass die Nebenkosten des TV in Konsumverhalten, Gesundheits- und Sozialwesen seinen Nutzen wohl übersteigt.

student!: Ist das Privatfernsehen die Blüte oder die Wurzel unserer gesellschaftlichen Probleme?

Hermsdorf: Ich neige nicht zu Vereinfachungen. Jene gesellschaftlichen Entwicklungen, die im aktuellen TV-Programm ablesbar sind, begannen schon vor der Erfindung des Fernsehens. Die große Kontroverse in der Schuldfrage spielt sich zwischen zwei Polen ab: Auf der einen Seite schreiben die Optimisten eine Fortschrittsgeschichte. Sie sagen, mit den neuen Medien hat auch die Verbreitung von Wissen zugenommen. Auf der anderen Seite steht der pädagogische Ansatz des Bildungsbürgertums. Im Grunde besteht darin auch der Konflikt zwischen öffentlich-rechtlichen und privaten Sendern. Ich meine, das traditionellere, das menschenfreundliche, sorgende Prinzip wird strategisch und zu Unrecht als wirtschaftsfeindlich und Freiheitsbeschneidung diffamiert.

student!: Welche Konsequenzen ziehen Sie aus ihren Forschungen? Einfach abschalten?

Hermsdorf: Meine Generation wuchs noch mit Peter Lustig auf, der am Ende der Sendung den Kindern zum Abschalten riet. So etwas findet man im Privatfernsehen nicht. Verantwortungslosigkeit ist in der Kultur durch reine Vermarktungsinteressen vorprogrammiert. Alles andere ist ein frommer Wunsch. Nicht nur was Kinder betrifft, hat die Macht der wirtschaftlichen Interessen in den letzten zwanzig Jahren zugenommen. Darüber sollten TV-Konsumenten besser aufgeklärt werden, und solche Vermittlungsarbeit versuche ich zu leisten.

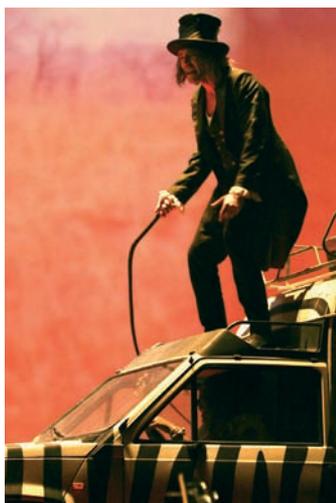
student!: Sie stellten fest, dass wirkungsvolle Medienkritik fehlt. Was fordern sie konkret?

Hermsdorf: Ich plädiere für eine Stärkung der Medienkritik als Verbraucherschutz. Staatliche Medienwächter argumentieren formaljuristisch. Wenn es aber beispielsweise um die Inflation von Inhalten geht, lässt sich das nicht juristisch definieren, sondern nur psychologisch und kulturell. Es geht dabei um schlechende Prozesse, die Lebensgewohnheiten von Menschen verändern.

Ich plädiere für das Gespräch. Dies setzt natürlich voraus, dass alle Akteure aufeinandertreffen. Viele Macher des Fernsehens agieren im Verborgenen und müssen sich nie öffentlich rechtfertigen. Zudem sehe ich Medienerziehung in der Schule als eine Notwendigkeit dafür an, dass junge Menschen lernen, die Medien und ihre Mechanismen zu verstehen und zu kritisieren.

Urlaub mit Rainald Grebe

Die WildeWeiteWeltSchau im Centraltheater kann Erwartungen nicht erfüllen



Safari und Peitsche Foto: R. Arnold

Es gibt da einen Moment während der „WildenWeitenWeltSchau“, da sitzt Rainald Grebe am Klavier und singt ein Lied, das er sich aus seinem Soloprogramm geborgt hat: „Seit mein Geld für mich arbeitet, mach ich nur noch Sudokus. Arschbomben und Sudo-

kus den ganzen Tag.“ Ein Lied, wie man es von ihm gewohnt ist: Bissig, respektlos und vor allem voller Ironie. Kaum ein Wort wird im Zusammenhang mit Rainald Grebe so häufig verwendet, wie „Ironie“. Grebe ist an einem Punkt angelangt, an dem ihm selbst das Überqueren einer Straße als feinste Ironie ausgelegt würde.

Nun ist eigentlich nichts Schlechtes daran, dass sein Humor offenbar von vielen Leuten geteilt wird. Und doch ergeben sich daraus Probleme für seine neueste Inszenierung: Einerseits, weil das Schauspielensemble, das eigentlich die Aufführung tragen soll, automatisch an der Kategorie Grebe gemessen wird und sich deshalb nur in einigen wenigen Szenen selbst entfalten kann.

Das passiert meist dann, wenn Grebe für längere Zeit im Hintergrund bleibt. So beispielsweise als Martin Brauer, eigentlich Schlagzeuger bei der „Kapelle der Versöhnung“, und Manuel Harder die „vollkommene Überwindung des Schmerzes“ demonstrieren. Andererseits

drängt sich gerade gegen Ende des Stücks der Eindruck auf, der gebürtige Rheinländer verlasse sich allzu sehr auf seinen vorausseilenden Ruf als spöttischer Beobachter.

Es werden einige Ideen angerissen, die aber nicht richtig zünden wollen: Martin Brauer, der mehrere Minuten atemlos auf die Windschutzscheibe eines Safari-Jeeps einpeitscht oder Klaus-Dieter Werner, der als Stephen Hawking im Kreis auf der Bühne umhertastet, während sein verzücktes Gesicht

Bauchtanz und Ratlosigkeit

über eine Kamera in Überlebensgröße an die Leinwand projiziert wird - welchen Zweck diese Szenen haben, wird nicht ganz klar. Auch die musikalischen Einlagen, die noch bei den „Karl-May-Festspielen“ gut funktionierten, vermögen hier selten zu überzeugen. Ließen sich die gewählten Stücke in ersterem Fall noch in den Kontext Cow-



Ein majestätischer Moment? Rainald Grebe erzählt vom Urlaub Foto: R. Arnold

boys und Indianer einordnen, so fehlt dieser bei der „WildenWeitenWeltSchau“ meist.

Viel zu selten gibt es wirklich amüsante Einlagen - dazu gehört zum Beispiel eine spezielle Form von Bauchtanz - und man bleibt stattdessen ratlos zurück. Fans, die

Rainald Grebe eher als Verfasser augenzwinkernder Songs voller Seitenhiebe kennen, könnten von dieser Aufführung enttäuscht sein.

Martin Engelhaus

Weitere Aufführungen noch bis zum 29.05. im Centraltheater.

Meldungen

Theaterwerkstatt

Das LOFFT verwandelt sich vom 5. bis 20. April in eine begehbare Theaterwerkstatt. Im Rahmen des durch die Stadt Leipzig geförderten Programms sollen Arbeitsergebnisse und Konzepte darstellender Kunst vorgestellt werden. Teil dieser Veranstaltungsreihe ist der „Elevator Pitch“ am 7. April, bei dem junge Künstler aus den Bereichen Theater, Tanz und Performance ihre Ideen präsentieren. Sie haben fünf Minuten Zeit, um das Publikum und die Jury für sich zu begeistern. Bei Erfolg winken den Teilnehmern finanzielle Unterstützung und eine dramaturgische Mentorenschaft durch die Werkstattmacher. **me**

Mord an Regisseur

Der israelische Regisseur und Schauspieler Juliano Mer Khamis fiel Anfang April in der Westbank einem Mordanschlag zum Opfer. Mit dem „Freedom Theatre“, das er 2006 in der palästinensischen Stadt Jenin neu aufbaute, war Mer Khamis im Oktober 2009 auch zu Gast in Leipzig. Seit Januar 2011 läuft mit „Billadi - Mein Land“ auch eine Kooperation zwischen Leipzig und Jenin. **me**

Cammerspiele in neuer Kammer

Freies Theater bezieht frisch renovierte Räume in der Kulturfabrik

Die Cammerspiele haben zukünftig doppelt so viel Platz zur Verfügung. „Wir ziehen zum 14. April um“, erzählt Jan-Henning Koch, künstlerischer Leiter des freien Theaters. Bisher hatten die Cammerspiele einen Raum über der Halle D auf dem Gelände der Kulturfabrik am Connewitzer Kreuz. „Hier bleiben wir auch, ziehen aber quer über den Hof“, so Koch. Derzeit befinden sich die Arbeiten am neuen Domizil in der Endphase. Es ist insgesamt rund 140 Quadratmeter groß. Die Hälfte der Fläche nimmt der Bühnenraum ein.

Dunkelgraue Wände, moderne Leuchten und ein stählerner Querbalken verleihen dem Saal einen modernen und luftigen Charakter. Ganz anders als die alte Heimstatt der Cammerspiele, wo Schauspieler, Regie, Technik und Zuschauer auf 35 Quadratmetern Platz finden mussten. Koch ist gespannt, wie sich das Theater jetzt entfalten wird. „Wir sind immer noch nah dran, doch ich denke es wird ein neues Gefühl entstehen.“

Die Umzugspläne ziehen sich seit Monaten hin. „Ursprünglich war der Januar als Termin geplant. Jetzt steht die Eröffnungsfeier am 29.



Jan-Henning Koch breitet sich schon mal aus

Foto: Eva-Maria Kasimir

April an“, sagt Koch. Die Renovierung läuft seit November. Bauherr ist das Werk II, die Gelder stammen aus dem Konjunkturprogramm.

Die erste Premiere im neuen Zuhause feiert das freie Theater Mitte April mit „Angriffe auf uns“. Im Stück suchen vier Leute nach einer Person, die sie nicht kennen. Darüber verlieren sie ihre eigene Identität. „Es ist ein Nachdenken über die Bildung von Identität und Realität, wie sie uns die Medien vermit-

eln“, so Regisseur Christopher Köhler. Das Ensemble probt seit zwei Wochen im neuen Raum. „Ganz schön abenteuerlich, zwischen den ganzen Baumaterialien, aber wir sind guter Dinge“, sagt Köhler.

Es ist sein Regiedebüt, das er zusammen mit Lisa Günther bestreitet. Beide studieren seit 2009 Theaterwissenschaft. Auch für Jungschauspieler bieten die Cammerspiele, die vor elf Jahren als gemeinnütziger Verein gegründet wurden, die Möglichkeit, Bühnenerfah-

rung zu sammeln. „Unsere kleine Kompanie ist offen für jeden“, beschreibt Jan-Henning Koch die Teambildung. „Es gibt immer die Chance mitzumachen.“ Laiendarsteller können in offenen Castings vorsprechen. „Wir haben Amateure dabei, erfahrene Amateure, Semi- und Vollprofis.“ Ziel sei es, Schauspiel-, aber auch Regienachwuchs an eine professionelle Arbeit heranzuführen. „Für die Regie sollte man schon ein gewisses Level an Erfahrung haben, aber die kann man bei uns auch Schritt für Schritt erwerben“, erklärt Koch.

Er selbst begann als Techniker bei den Cammerspielen. Nach einem Jahr gab er seine erste Inszenierung. Heute ist er künstlerischer Leiter und hat eine der zwei Teilzeit-Honorarstellen inne. Dazu gibt es noch drei Kommunal-Kombistellen - früher bekannt als Arbeitsbeschaffungsmaßnahme. Alle anderen Cammerspieler arbeiten ehrenamtlich. „Wir sind ein freies Theater mit ehrgeizigen Produktionen“, charakterisiert Koch den Verein: „Bei uns kann das Publikum Neues entdecken. Das wird auch im neuen Zuhause so bleiben.“

Eva-Maria Kasimir

Anzeige



Dein Studi-Job in Leipzig!

Bewirb dich jetzt als

telefonischer Kundenberater (m/w)

5 Gründe für den idealen Studi-Job:

1. guter, fester Stundenlohn mit der Chance auf Zusatzprämien on top
2. flexible Arbeitszeiten – passend zu deinen Vorlesungen
3. Weiterbildung: Seminare während der Arbeitszeit, z.B. Rhetorik
4. bezahlte Urlaubstage
5. und: die besten Kollegen, die du dir vorstellen kannst!

Jetzt informieren unter www.buw.de/karriere oder gleich telefonisch bewerben unter **0341 5941-594**.

Bis bald bei buw!

buw Unternehmensgruppe
Torgauer Platz 1 • 04315 Leipzig



Mein Unternehmen.
Meine Zukunft.
Meine Karriere.

[buw]

www.buw.de

Meldungen

Kürzung

Studenten, die zu Beginn ihres Studiums ihren Hauptwohnsitz nach Leipzig verlagern, werden künftig weniger Geld erhalten. Dies entschied der Leipziger Stadtrat im Zuge der Haushaltsplanung für das laufende Jahr. Statt der bisherigen jährlichen Zahlung von 98 Euro während der gesamten Studiendauer, erhalten zugezogene Studenten künftig eine Einmalzahlung in Höhe von 150 Euro für das Jahr des Studienbeginns. Dadurch erhofft sich die Stadt ab 2012 jährliche Einsparungen von 265.000 Euro. Oberbürgermeister Burkhard Jung lobte die Entscheidung: „Nach Abwägung aller Möglichkeiten ist es uns gelungen, haushaltstechnisch einen Ausgleich zu schaffen und gleichzeitig einen Anreiz zum Zuzug zu erhalten.“ Studenten mit Hauptwohnsitz Leipzig sind für die Stadt ein wichtiger Einnahmefaktor. So bemisst sich die Höhe der Landeszuwendungen an der Einwohnerzahl. Studenten, die 2010 ihren Hauptwohnsitz in Leipzig anmeldeten, können bis Ende Juni die Einmalzahlung beantragen. **rob**

Bruchwarnung

Vor Einbrüchen warnt das Studentenwerk Leipzig seine Wohnheimmieter. Diese erhielten eine E-Mail, in der über gehäufte Wohnungseinbrüche in Leipzig informiert wurde: „Wir bitten Sie deshalb um erhöhte Wachsamkeit!!!“, hieß es im Schreiben. Weiterhin bat das Studentenwerk, bei Verlassen der Wohnung alle Fenster zuzumachen sowie die Zimmer- und Wohnungstüren abzuschließen. „Achten Sie auch im Interesse aller Bewohner auf Unregelmäßigkeiten und verdächtige Handlungen und Geräusche (Keller, Flure, Eingangsbereich)“, so die Mail. Die Mieter wurden gebeten, im Falle ernsthafter Beobachtungen sofort die Polizei einzuschalten und auch jede relevante Beobachtung dem Hausmeister zu melden. **emk**

Rundgang

Rundgänge über den Campus Augustusplatz bietet die Uni an jedem ersten Samstag im Monat von 10 bis 11.30 Uhr an. Die Führung besichtigt unter anderem das Paulinum und gibt Einblicke in die 600-jährige Baugeschichte der Uni. Die Rundgänge sind öffentlich und kostenlos, ohne Voranmeldung. Termine im Sommer: 7. Mai, 4. Juni, 2. Juli, 6. August, 3. September und 1. Oktober. Start ist auf dem Uni-Innenhof. **emk**

Hoffnung

Studenten mit psychischen Problemen will die Selbsthilfegruppe HOPES unterstützen. Die Gruppe trifft sich an jedem zweiten und vierten Mittwoch im Monat um 17 Uhr im Haus Hörgeschädigtenverbandes in der Friedrich-Ebert-Str. 77. **emk**

Polizei in Bibliothek

Pförtner angegriffen – Beamte finden Eingang nicht



Wäre vielleicht einfacher zu finden gewesen: die Albertina Foto: Ina Müller

Ein Polizei-Einsatz in der Campus-Bibliothek verursachte ein randalierender Student am Freitag, dem 11. März, gegen 19.20 Uhr. Der offenbar geistig verwirrte störte zu Beginn die anderen Bibliotheksnutzer, indem er lautstark mit sich selbst redete und versuchte, mit Anderen ins Gespräch zu kommen. Nach Aussage eines Pförtners war der junge Student schon zuvor in der Campus-Bibliothek negativ aufgefallen. Damals blieb es bei einer Ermahnung, doch diesmal nicht: Die Polizei rückte an.

„Das ist das Ende der Welt, schaut doch auf Japan“, rief der Störer im untersten Stock der Bibliothek auf Englisch seinen Kommilitonen zu. Die verstanden nicht, was vor sich ging. Einer antwortete: „Halt den Mund, wir lernen hier.“ Dafür ertotete er lautstarke Beschimpfungen durch den jungen Mann. Dieser griff anschließend einen Pförtner an, der den Vorfall

klären wollte. Sofort eilten Studenten herbei, um zu schlichten. Nachdem sich der Störenfried etwas beruhigt hatte, führte man ihn zum Ausgang. Da er aber nur gebrochen Deutsch sprach und die Pförtner kaum Englisch, konnten sie die Sache nicht klären.

Um 19.30 Uhr wurde die Polizei alarmiert. Obwohl das Polizeirevier sich nur etwa 500 Meter entfernt in der Ritterstraße befindet, traf der fünf Mann starke Trupp erst nach zwanzig Minuten ein. Die Beamten

Fünf Mann: 500 Meter in 20 Minuten

hatten den Eingang zur Bibliothek nicht gefunden. Mit Hilfe eines Studenten kamen sie schließlich doch noch an. Aber auch die Polizisten konnten wegen ihres geradebrechten Englisch die Situation nicht be-

ruhigen. „Das geht hier wohl nicht anders“, sagte einer von ihnen zu seinem Kollegen, während er sich Handschuhe überstreifte. Die fünf Polizisten umzingelten den etwa ein Meter sechzig großen und schwächlichen Störer. Ein Zeuge, der die Situation entschärfen wollte, bot an, zu dolmetschen. Nachdem er dem Querulanten mitteilte, dass er zum Revier gebracht werden sollte, zeigte er sich kooperativ und wollte mitgehen. Die Beamten warteten jedoch auf eine Kollegin, die die Ausweise der Zeugen kopierte. Unterdessen sammelte sich eine Menschenmenge um den Störer. Dieser fragte die Umstehenden lauthals auf Englisch: „Wisst ihr, dass wir alle sterben werden?“ Daraufhin überwältigte die Polizei den erneut Aufgebrachten. Der schrie, schließlich auf dem Boden liegend und mit einer Platzwunde am Kopf, zusammenhanglose Wörter: „Mein Dorf, Japan!“ Ein Zeuge regte an: „Führen sie ihn doch ab, die Menschenmenge bekommt ihm nicht gut.“ Ihm antwortete ein Polizist: „Wir sind zusammen gekommen und gehen auch zusammen.“ Die Beamten brachten den Randalierer ins Auto, wo er, angeschnallt und in Handschellen wartete, bis die Polizistin mit dem Kopieren fertig war. Anschließend wurde der Verwirrte auf das Revier in der Ritterstraße gefahren.

Der Vorfall wird für den Studenten ein juristisches Nachspiel haben. Derzeit werden Zeugen zum Fall befragt. Ein Urteil soll gegen Ende April fallen. **Mehmet Dogan**

Familien willkommen

Uni verspricht neue Schritte in Richtung Familienfreundlichkeit

Die neue Rektorin der Universität Leipzig, Beate Schücking, hat sich zum Ziel gesetzt, die Uni lebens- und liebenswerter zu machen. Familienfreundlichkeit wird dabei ein wichtiger Bestandteil sein. Anfang März unterschrieb Projektor Martin Schlegel die Vereinbarung für ein kinder- und familienfreundliches Leipzig, die vom Leipziger Bündnis für Familie beschlossen wurde. Somit bekennt die Universitätsleitung, die auch Gründungsmitglied des Bündnisses ist, erneut, etwas verändern zu wollen. In den nächsten Jahren soll einiges getan werden, um Familie und Studium besser vereinbaren zu können.

Christian Keller, Vorsitzender des Vereins Studentische Eltern Leipzig, bemängelt, in den letzten Jahren sei eindeutig zu wenig passiert. Er nimmt Schlegels Unterschrift als Anlass, die Uni an ihren Worten zu messen. „Es wäre schon mal ein Anfang, wenn die Unileitung auf uns zukommen würde und man endlich zusammenarbeitete“, so Keller. Die studentische Elterninitiative wurde im vergangenen Jahr mit dem Preis



Christian Keller Foto: mt

für besonderes soziales Engagement vom Deutschen Studentenwerk ausgezeichnet und setzt sich seit längerer Zeit aktiv für familienfreundlichere Studienbedingungen an der Uni Leipzig ein. Dabei scheiterten viele Vorhaben immer wieder an fehlender Unterstützung seitens der Universität.

Gespannt ist Keller nun auf die Projekte in Verbindung mit der unterschriebenen Vereinbarung, denn

zur feierlichen Unterzeichnung sprach Schlegel zwar viel darüber, wie wertvoll Familienfreundlichkeit für die Uni sei, hielt sich jedoch mit Aussagen über konkrete Pläne sehr zurück. „Wir hoffen, dass aus Worten schnellstmöglich Taten werden“, äußert Keller. Er gibt sich anlässlich des Machtwechsels in der Universitätsleitung positiv: „Mit der neuen Rektorin stehen die Chancen so gut wie lange nicht.“

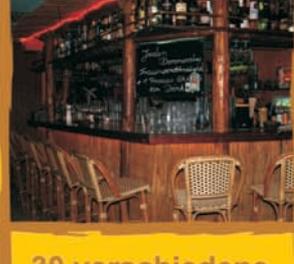
Die Mitglieder des Vereins Studentische Eltern Leipzig arbeiten derzeit nicht nur an einer Kooperation mit der Hochschulleitung. Sie wollen bis 2012 verstärkt Arbeitsmöglichkeiten mit zeitweiser Kinderbetreuung schaffen und weiter an Begegnungsstätten für Studierende mit den Kindern arbeiten. Die seit 2009 bestehende Zappelkiste wird für diese Zwecke bereits umfangreich genutzt, soll aber nicht die einzige Einrichtung dieser Art bleiben. „Unser Wunsch wäre, dass die Zusammenarbeit mit der Universität einmal so gut funktioniert wie die mit dem Studentenwerk“, so Keller. **Katrin Tschernatsch-Göttling**



COCKTAILS
~ ~ ~
TAPAS
~ ~ ~
SHISHA



30. APRIL
COCO BAR
10 YEARS
B-DAY PARTY



30 verschiedene
Tabaksorten
~ ~ ~ ~ ~
jeden Sonntag
gratis Shisha
rauchen



30. APRIL
FLYING TAPAS
MOLEKULARE
COCKTAILS
VINYLSOUND



COCO BAR
Dittrichring 17 Leipzig
Mittwoch - Sonntag
18.00 ~ open end

Fit für das Leben nach dem Studium

Zehn Fragen an:

Bianca Stur vom Career Center der Uni über frühzeitiges Profilschärfen

Das Career Center bietet den Studenten Orientierung für die Studienplanung und das Berufsleben. Bianca Stur, selbst Absolventin der Uni Leipzig, organisiert die Öffentlichkeitsarbeit des Centers.

Mit **student!**-Chefredakteurin Eva-Maria Kasimir sprach sie über die Vernetzung von Uni und Arbeitsmarkt.

1 student! Frau Stur, wozu braucht es an der Uni Leipzig überhaupt ein Career Center?

Stur: In erster Linie sind wir für die Studenten da. Wir regen an, sich schon während des Studiums beruflich zu orientieren und sich in Praktika, Nebenjobs oder Ehrenämtern auszuprobieren. Dann sind wir auch Ansprechpartner für Unternehmen und für die Fakultäten. Wir helfen also beim Übergang vom Studium ins Berufsleben. Dabei muss man klarstellen, dass die Uni Leipzig es nicht so leicht hat wie vielleicht eine Technische Uni, da sie geisteswissenschaftlich ausgerichtet ist. Auf diese Richtungen entfällt der Großteil der Studierenden. Für sie ist der Einstieg in den Beruf nicht so



Bianca Stur Foto: Eva-Maria Kasimir

klar vorgezeichnet, wie das für Naturwissenschaftler oder Ingenieure der Fall ist. Berufsfelder für Geisteswissenschaftler können recht schwammig sein.

2 student! Was bietet das Center den Studierenden?

Stur: Persönliche Beratung, eine Vielzahl an Veranstaltungen und Kontakt zu Unternehmen. Wir bedienen dabei mehrere Bereiche: In Sachen Arbeitswelt und Berufseinstieg bieten wir klassische Work-

shops wie das Bewerbungstraining. Unter der Überschrift fachliche Zusatzqualifikationen können Studierende zum Beispiel lernen, mit Contentmanagementsystemen umzugehen. Für Selbstmanagement und berufliche Orientierung gibt es Kurse, wie etwa zur Persönlichkeitserkundung, und Praxisgespräche. Dort berichten geladene Gäste aus ihrem Berufsalltag, ihre eigenen Wege in die Praxis und über Einstiegsmöglichkeiten in ihre Unternehmen. Für Sozial- und Methodenkompetenzen bieten wir beispielsweise Rhetoriktraining. Über unser Jobportal können Studenten übrigens Praktika, mögliche Abschlussarbeiten bei Unternehmen oder offene Stellen finden. Wir organisieren unter anderem auch Exkursionen zu Firmen.

3 student! Sie bieten auch eine Sprechstunde der Arbeitsagentur an.

Stur: An drei Tagen in der Woche sind Mitarbeiterinnen der Agentur für Arbeit bei uns. Sie beraten zu beruflicher Orientierung, dem Bewerbungsprozess und zum Angebot der Agentur. Viele wissen zum Beispiel nicht, dass sie sich schon während

des Studiums arbeitssuchend melden und so eventuell finanzielle Hilfe für ihre Bewerbungen erhalten können.

4 student! Welche Leistungen bieten Sie für Unternehmen?

Stur: Wir stellen zwischen ihnen und den Studenten Kontakte her. Es lohnt sich für sie, schon frühzeitig junge Talente zu entdecken. Und es gibt viele Möglichkeiten des Kontaktknüpfens: Praktika, Abschlussarbeiten und Absolventenmessen zählen dazu. Wir gehen auf die Firmen zu und klären über unsere Studenten auf, gerade über die Geistes- und Sozialwissenschaftler. Da gibt es viele Vorurteile und Unwissen. Man fragt uns: Was kann denn jemand, der Politik studiert? Dann erklären wir, dass die Studenten neben dem Fachwissen auch lernen, analytisch zu denken und sich in kürzester Zeit auch in fachfremdes Wissen einzuarbeiten. Solche Kompetenzen sind für den Beruf oft unerlässlich. Wir klären zudem über die neuen Studiengänge auf. Im Hinblick auf Bachelor und Master bestehen viele Unsicherheiten.

5 student! Wann bereitet man den Berufseinstieg idealerweise vor?

Stur: So früh wie möglich. Abhängig von den Bewerbungsfristen ist es auch wichtig Praktika zu planen, zu schauen, wo man alles unterbringt. Wer sich erst nach dem Abschluss Gedanken um den Berufsweg macht, ist spät dran. Ich habe den Eindruck, dass die Bachelorstudenten da etwas wacher sind und sich früher kümmern. Grund ist wahrscheinlich, dass sie noch schneller abschließen als Magister und Diplomer.

6 student! Sie selbst haben 2008 abgeschlossen. Wie verlief ihr Berufseinstieg?

Stur: Ich habe immer auch links und rechts des Weges geschaut. Im Studium habe ich Praktika bei der Bundtagsverwaltung und der Stadt Leipzig absolviert. Ich hatte vor dem Studium eine Ausbildung zur Verlagskauffrau absolviert und so boten sich Praktika in der PR an. Das machte mir Spaß und es spinn sich ein roter Faden durch meinen Lebenslauf. Nach dem Abschluss blieb ich dabei, arbeitete erst bei einer Leipziger Bank, dann beim Biomasseforschungszentrum und wechselte Anfang 2010 zum Career Center. Ich kann nur raten: Haltet die Augen offen! Es gibt viele Möglichkeiten, schon früh Kontakte zu Unternehmen zu knüpfen.

7 student! Warum der Name „Career Center“?

Stur: Der englische Name ist schon ein wenig negativ belegt. „Career“ klingt straff nach Ellenbogen, so als würden wir die Studenten in die Wirtschaft pressen wollen. Dabei wollen wir vornehmlich dafür sensibilisieren, dass es ein Leben nach

dem Studium gibt. Es gilt, zeitig die eigenen Interessen zu erkunden. Der Begriff „Career Center“ ist für Einrichtungen, wie wir eine sind, ein etablierter Begriff. Da waren wir wenig kreativ.

8 student! Das Center gibt es erst seit 2009. Warum nicht schon früher?

Stur: Sachsen hinkte bislang hinterher was Karriere-Service-Einrichtungen an Hochschulen anbelangt. Möglich wurde die Gründung des Centers über Mittel aus dem Europäischen Sozialfonds für die Ansiedlung solcher Einrichtungen an sächsischen Hochschulen. Die Uni Leipzig beantragte die Gelder und erhielt über zwei Jahre insgesamt 1,8 Millionen Euro. Die Finanzierung läuft noch bis Ende Juli. Derzeit stellen wir den Folgeantrag für die Finanzierung auf ein weiteres Jahr. Dafür muss sich aber die Uni mit 20 Prozent beteiligen, das ist die Bedingung.

9 student! Muss das Center schließen, wenn die Uni die Gelder nicht zusagt?

Stur: Das kann ich mir nicht vorstellen. Denn dann müsste die Uni Fördermittel zurückzahlen. Zudem hat sie den ersten Antrag auf eine Anschubfinanzierung unterschrieben. Dessen Ziel war schließlich, das Center nachhaltig zu etablieren. Und der Bedarf ist da: Kurz nach der Freischaltung waren viele unserer Kurse schon ausgebucht. Daher hoffen wir auf die Unterstützung der Uni. Denn gerade eine so stark geisteswissenschaftlich ausgerichtete Uni muss ihre Studenten aktiv auf dem Weg ins Arbeitsleben unterstützen.

10 student! Wie hinterlässt man bei potentiellen Arbeitgebern einen guten Eindruck?

Stur: Grundregel Nummer eins ist, sich vor dem Treffen, wie zum Beispiel auf Absolventenmessen, zu informieren. So kann man gezielt Fragen stellen. Und wer den Eindruck hinterlässt, dass er interessiert und vorbereitet war, hat gute Chancen, wenn er sich für ein Praktikum oder eine Stelle bewirbt. Man sollte aber auch überlegen, was es über sich selbst zu erzählen gibt: Was habe ich schon gemacht? Welche Dinge könnten wichtig sein? Da sind Messen super Übungen, denn man baut Hemmungen ab und wird fit für den Ernstfall.

INFO

Programm der Uni-Karriereweche, vom 9. bis 13. Mai:
Mo: Workshop (Kontaktaufnahme zu Arbeitgebern)
Di: Berufseinstiegstag
Mi: Firmenmesse WIK-L
Do: Podiumsdiskussion - Als Geisteswissenschaftler in die Wirtschaft?
Fr: Firmen-Exkursion

Anzeige

KARRIERE- UND FIRMENKONTAKTMESSE

WIK-Leipzig 2011



Mit dabei:

- Auswärtiges Amt
- Adecco
better work, better life
- PORSCHE
- DELL
- Unister Holding
- BOSCH
- BMW MINI
- amazon

Und viele weitere Top-Unternehmen

11.05.2011, 10:00 - 16:00 Uhr
Hörsaalgebäude Universität Leipzig
in der Career Center Karriereweche

Praktika, Abschlussarbeiten,
Berufseinstieg - Eintritt frei!

12.05.2011, 10:00 - 15:00 Uhr
Career-Speeddating HTWK Leipzig

Kostenloser
Bewerbungsmappen-Check

Professionelle kostenlose
Stärken-Schwächen-Analysen

WIK-L
Wirtschafts- und Industriekontakte Leipzig

www.WIK-L.de

Offen für Studenten aller Leipziger Hochschulen!

student! - Chefredaktion 2030



Kannst Du in der Zwischenzeit übernehmen?

Bei **student!** kannst Du:

- recherchieren
- schreiben
- layouten
- Korrektur lesen
- Anzeigen verkaufen (Provision)

**Komm zur Redaktionssitzung,
immer mittwochs 19 Uhr,
die VILLA, Lessingstraße 7,
3. Stock, Seminarraum!**

Oder E-Mail an: chefredaktion@student-leipzig.de